Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.

Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

William Shakespeare.

Culturgeschichtlich-biographischer Roman

in 4 Büchern.

Von

Heribert Rau.

Vierter Band.

Berlin.
Verlag von Louis Gerschel.
1864.

Viertes Buch.

Shakespeare
im
Zenith seiner Grösse.

Erstes Kapitel.

Ein Blick in die Geschichte.

Die Freundschaft Lord Southampton's zu Shakespeare, hatte den Letzteren auch dem Grafen Essex näher gebracht.

Der Günstling der Königin wußte freilich, als fein gebildeter Hofmann, den Dichter schon als solchen zu schätzen; er würde indessen doch bei seinem unbändigen Stolze kaum Notiz von ihm genommen haben, wenn ihn Elisabeth von England nicht selbst durch jene Audienz ausgezeichnet und er ihn öfters bei dem Grafen Southampton getroffen hätte.

Die liebenswürdige und doch nie den eigenen Werth vergessende Bescheidenheit Shakespeare's ließ ihn dann, bei jenem Zusammentreffen den geistreichen und ungemein witzigen Dichter lieb gewinnen, während dieser sich nicht nur von der herablassenden Freundlichkeit des mächtigen Günstlinges der Königin geschmeichelt fühlte, sondern auch Essex von mancher Seite achten lernte.

Verdankte doch Shakespeare seine, sich jetzt immer

mehr und mehr verbessernde Lage namentlich den beiden Grafen Southampton und Essex, die ihn mit Beweisen ihrer Freigebigkeit überschütteten; während allerdings die Königin nichts weiter von sich hören ließ.

Da änderten sich die Verhältnisse plötzlich sehr rasch und in einer Weise, die Shakespeare die schmerzlichsten Erfahrungen machen ließ.

Ein Blick auf die Geschichte Englands wird uns die Katastrophe, die Shakespeare, als Freund der beiden Grafen, in seiner Existenz selbst bedrohte, verstehen lassen.

Durch die Hinrichtung der Königin von Schottland, der unglücklichen Maria Stuart, hatte sich Elisabeth von England vor der ganzen Welt eine Blöße gegeben, die sie nie wieder zu tilgen im Stande war.

In Betreff der Maria Stuart kann man zwar auf der einen Seite zugeben, daß, wenn sie nicht schön, geistreich und Königin von Frankreich und von Schottland gewesen wäre, Jedermann ein Kriminal-Verfahren gegen sie ganz gerecht finden würde; auf der anderen Seite wird man aber auch einräumen müssen, daß die Art, wie Elisabeth mit ihr verfuhr, grausam und empörend war*). Zuerst wurden im August und September 1586 vierzehn Personen hingerichtet, welche einer Verschwörung zu ihren Gunsten beschuldigt waren;

---

*) Schlosser.

nachher ward Maria selbst durch ein Gericht von siebenundvierzig Pairs, Richtern und Staatsräthen, welches sie mit Recht nicht hatte anerkennen wollen, am 25. Oktober 1586 zum Tode verdammt, und dieser Urtheilsspruch von einem ausdrücklich hierzu berufenen Parlament bestätigt.

So schimpflich auch für das Andenken der vergötterten Königin von England diese Art der Verurtheilung einer Frau ist, welche die nächste Anverwandtin der Elisabeth und die Mutter des Beherrschers von Schottland und erklärten Erben von England war, so gereicht der englischen Königin doch noch mehr die Falschheit zum Schimpfe, welche sie dadurch bewies, daß sie, als Maria Stuart im Februar 1587 hingerichtet worden war, die Schuld von sich abwälzte. Sie gab vor, ihr Staats-Sekretär Davison habe den Befehl der Vollziehung des Todesurtheiles von ihr erschlichen, oder vielmehr er habe gegen ihren Willen einen übereilten Gebrauch von demselben gemacht, und um das Publikum glauben zu machen, daß dies der Fall sei, entfernte sie ihn nicht blos von seiner Stelle, sondern sie zog auch seine Güter ein und ließ ihn lange Zeit gefangen halten.

An Maria Stuart hatte sich bisher die ganze Opposition gegen Elisabeth's Regierung angelehnt. Es begann daher, nachdem man sie getödtet und zugleich alle unzufriedenen Katholiken vertilgt und einen prote-

stantischen Fanatismus erweckt hatte, ein Kampf mit den in Schottland allmächtigen Pietisten, deren Grundsätze sich nach England verbreiteten und besonders im Bürgerstande großen Anhang fanden.

Diese sogenannten Puritaner der Schotten, welche später in mehrere, zum Theil rasende Sekten verfielen, begünstigten zugleich die Demokratie, und waren deshalb auf dieselbe Weise ein Schrecken für die Regierungen von England und von Schottland, wie es gegenwärtig die Socialisten für Frankreich und Deutschland sind. Sie wollten keinerlei äußere Kirchenordnung dulden, und suchten zugleich mit Calvin's Theologie und strenger Moral auch dessen republikanische Grundsätze in ihrer Heimath zu verbreiten.

In England waren die zu Puritanern und zu Feinden der weltlichen Regierung gewordenen schottischen Presbyterianer der Königin Elisabeth, welche gleich ihrem Vater in dem freien Lande weltliche Autokratie mit päbstlicher Willkür in geistlichen Dingen künstlich zu verbinden verstand, tödtlich verhaßt. Elisabeth konnte jedoch nicht verhindern, daß die republikanischen Grundsätze, welche in Schottland auf allen Kanzeln, auf den öffentlichen Plätzen und im Felde von armen, gleich den Mönchen unabhängigen und fanatischen Geistlichen gepredigt wurden, auch in England Eingang fanden. Allein sie war doch der englischen Geistlichkeit

ziemlich sicher, da diese nicht blos, wie in Schottland, die Titel, sondern auch die Güter und Pfründen behalten hatte.

Bei den Engländern war es der Bürgerstand, welcher in jeder Beziehung von Jahr zu Jahr kühner auftrat, weil der Wohlstand desselben sich unglaublich vermehrte, und weil mit der Industrie und dem Handel auch die Einsicht und Bedeutung des eigentlichen Volkes fortwährend zunahmen. Die vielen einwandernden Niederländer, welche ihr Vermögen, ihre Wollen-Manufakturen und ihre Handelsverbindungen mit nach England brachten, waren Republikaner und strenge Calvinisten wie die Schotten; sie waren aber weniger heftig und fanatisch als diese. Ihrem Beispiele folgten die reicheren Engländer, welche nach und nach das Parlament ausmachten. Wir bemerken daher, daß die Sprache des Unterhauses, so barsch und heftig auch Elisabeth dasselbe oft anfuhr, bedrohte und in seine niedere Sphäre des Geldwesens zurückwies, immer dreister ward, und daß, nach der Hinrichtung der Maria Stuart, die Puritaner oder die Reformirten nach strenger Genfer Art der Königin ebensoviel zu schaffen machten, als vorher die Katholiken. Die Puritaner nahmen überhaupt schon darum großen Anstoß an Elisabeth's Verfahren, weil diese das Pabstthum ihres Vaters oder, wie man es nannte, das Supremat in Kirchensachen erneuert hatte.

Elisabeth übertrug dasselbe einem sogenannten Vice-Regenten, welcher in Verbindung mit einem Theile des Staatsraths die hohe Kommission bildete und alle geistlichen Sachen in letzter Instanz entschied, statt daß die Puritaner die geistlichen Angelegenheiten jeder weltlichen Gerichtsbarkeit entzogen haben wollten. Diese hohe Kommission ward schon unter Elisabeth, geschweige denn unter ihrem Nachfolger, ein Gegenstand der allgemeinen Beschwerde und ein Mittel diejenigen willkürlich zu strafen, welchen man nach den Landesgesetzen und vermittelst der ordentlichen Gerichte nicht beikommen konnte.

Sie maßte sich eine unerhörte Gerichtsbarkeit an, übte eine förmliche Inquisition, und wandte, um die von ihr Vorgeladenen zu Geständnissen zu zwingen, jedes Mittel an, sogar die Folter, deren man auch bei Shakespeare, sehr häufig erwähnt findet. Man nahm den Angeklagten einen Eid ab, nach welchem sie alle Fragen beantworten und folglich, wenn sie sich nicht die Strafe des Meineides zuziehen wollten, sich selbst und ihre Freunde anklagen mußten. Die Kommission verhängte ferner ganz willkürliche, durch das Gesetz nicht angeordnete Strafen, und schickte nach eigenem Gutdünken Leute in das Gefängniß.

Die Königin erfuhr hierauf im Jahre 1571 den ersten eigentlichen Widerstand, den sie überhaupt erfah-

ren hat, von Seiten puritanischer Parlamentsglieder welche von schottischem Religions-Eifer beseelt waren. Der Deputirte Stoukland brachte nämlich im Parlament sieben Gesetz-Vorschläge (bills), welche auf Abschaffung vieler von Elisabeth beibehaltenen Ceremonien der alten Kirche gerichtet waren, auf einmal vor. Er erhielt dafür, was freilich mit der Constitution nicht zu vereinigen war, einen königlichen Befehl, sich bis auf weiteren Bescheid des geheimen Rathes im Parlament nicht sehen zu lassen. Jetzt erlaubte sich das bisher so demüthig unterthänige Parlament einen bis dahin unerhörten Schritt, indem es Stoukland vor die Schranken des Hauses lud, um Rechenschaft zu geben, warum er sich nicht eingefunden habe. Dabei erhob sich ganz ungewohnter Weise ein solcher Streit über verletzte Rechte des Volkes, daß die Minister für rathsam hielten, einer Wiederholung der Scene auszuweichen. Stoukland erhielt einen Wink, und erschien am andern Tage wieder auf seinem Sitze. Diese Kühnheit des Parlaments, welches auf solche Weise einen förmlichen Sieg über die Krone errungen hatte, bewog die Königin, ihre absolut monarchischen Grundsätze dem Volke ausdrücklich kund zu geben.

Der Siegelbewahrer mußte, als er das Parlament auf Befehl der Königin entließ, förmlich erklären: die Aufführung dieses Parlaments sei dem Verhältnisse

und der Stellung (place) desselben ganz unangemessen gewesen, und das Parlament müsse, weil es sich so sehr vergessen habe, auf andere Weise an seine Schuldigkeit erinnert werden; die Königin nehme es sehr übel, daß das Parlament sich in Dinge mische, welche nicht vor dasselbe gehörten und weit über den Horizont und die Fassungskraft seiner Mitglieder gingen.

In den Jahren 1592 und 1593 ward der Streit zwischen der Königin und dem Parlament schon zu einem Streite über die Rechte des Volkes und über die der Königin im Allgemeinen.

Im ersteren Jahre brachte nämlich der Kanzler des Gerichtshofes von Lancaster, Morrice, vor das Parlament einen Vorschlag zur Verbesserung der geistlichen Gerichtshöfe, welcher besonders gegen den Gewissens-Eid, den die hohe Commission zu einer Glaubens-Inquisition gemacht hatte, gerichtet war. Noch an demselben Tage, an welchem dies geschehen war, ließ die die Königin den Sprecher vorbescheiden und gab ihm folgende Erklärung: „Sie habe die Macht, das Parlament zu berufen und aufzulösen, ihm beizustimmen oder seine Vorschläge zu verwerfen; dies möge der Sprecher dem Parlament sagen. Sie habe schon längst dem Parlament untersagt, sich in Sachen zu mischen, welche über dem Horizonte seiner Mitglieder wären, möchten dies nun politische oder geistliche Angelegenheiten sein. Sie

wundere sich über die Anmaßung und den Ungehorsam des Parlament's und lasse demselben befehlen, niemals wieder Vorschläge, wie der von Morrice wäre, zu machen; dem Sprecher aber gebiete Sie bei seinem Unterthan-Eide, daß er dem Hause nie mehr einen solchen Gesetzvorschlag vorlese! Morrice selbst verlor damals nicht nur seine Stelle als Kanzler des Gerichtes von Lancaster und ward aus der Liste der Obergerichts-Advokaten (baristers) gestrichen, sondern die Königin ließ ihn auch mehrere Jahre im Kastell von Tutbury gefangen halten. Noch in demselben Jahre erfuhr man gegen die Jünger Browne's ganz nach Heinrich's VIII. Art. Es wurden nämlich drei von ihnen hingerichtet, blos weil sie gegen die Bischöfe geschrieben hatten; denn der Königin hatten sie dabei gar nicht erwähnt.

Da um jene Zeit die englische Seemacht und mit ihr der Handel, die Künste und die Wissenschaften eine unglaubliche Blüthe erreichten, und der Sieg über Philipp's kolossale Armada die Engländer auf dieselbe Weise durch Gedanken des National-Ruhmes berauschte, wie Bonaparte's Siege die Franzosen: so hielten sich die Schwärmer, in Erwartung einer ihnen günstigeren neuen Regierung, während der letzten Jahre der Elisabeth ziemlich ruhig.

Jedermann erkannte aber, daß die Regierungs-Art der Königin, weil sie der fortschreitenden Civilisation

England's entgegen sei, den Widerstand gegen ihre Autokratie wieder erwecken werde, und daß, wenn die Schriften, Reden und Grundsätze der Puritaner und Independenten nicht immer Unruhen erzeugen sollten, der Nachfolger der Elisabeth auf die keineswegs aufgehobene, sondern nur schlummernde Verfassung werde zurückkommen müssen. Wir brauchen nur an die vielen Willkürlichkeiten der Elisabeth und an den unerlaubten Einfluß, den sie ihren Günstlingen einräumte, zu erinnern, um zu erklären, warum gleich im Anfange des folgenden Jahrhunderts die Nation eine neue Anerkennung ihrer Rechte mit Gewalt erzwang. Selbst in den Finanz-Angelegenheiten, in Betreff deren Elisabeth das Recht des Parlaments, seine Meinung zu sagen, erkannte, verfuhr sie oft sehr willkürlich. Bei ihrer unruhigen Thätigkeit und bei ihrem Streben, überall, besonders in den Niederlanden, in Frankreich und in Schottland, durch Bestechung und durch Unterstützung der schwächeren Partei die stärkere hinabzudrücken und ihren Einfluß geltend zu machen, bedurfte sie großer Summen, von denen oft ihre Minister nichs wußten, oder welche wenigstens dem Parlament nicht bekannt werden sollten. Elisabeth war daher oft kleinlich sparsam. Ihre Diener, unter ihnen selbst solche Männer, welche, wie Wulsingham, sich um den Senat die größten Verdienste erworben hatten, waren schlecht besoldet, und klagen oft in

ihren Briefen, daß sie in einem Frohndienste arbeiten und ihr Vermögen zusetzen müßten.

Dies würde an und für sich ein Lob für Elisabeth sein; denn wo die Hofleute und die großen Herren die Freigebigkeit und Großmuth der Fürsten preisen, da seufzet das Volk. Allein Elisabeth erlaubte demjenigen Theile ihrer Umgebung, der sich eines solchen Erwerbes nicht schämte, seine Verwendung und seinen Schutz, sowie mitunter auch Aemter zu verkaufen. Sie selbst zog ein bedeutendes Einkommen aus dem von ihr ertheilten Rechte des ausschließlichen Verkaufes gewisser nothwendigen Bedürfnisse, und zu diesen gehörten sogar Wein, Essig, Oel, Salz, Stärke, Zinn, Stahl, Kohlen und andere ähnliche Waaren. Sie gab freilich endlich (1601) den wiederholten Beschwerden des Parlaments Gehör und beschränkte, wofür dieses sich bedankte, die Monopole, weil sie selbst fühlte, daß die Zeit vorüber sei, wo man nach orientalischer Weise verfahren könne. Außer den angeführten Willkürlichkeiten erlaubte sie sich aber auch noch andere Verfügungen, welche den englischen Rechten ganz widerstritten; ihr Nachfolger erfuhr daher, als er dies nachahmen wollte, bald, wie sehr sich die Zeiten geändert hatten. Unter Elisabeth ward z. B. oft bei den geringsten Anläßen, der Kriegszustand proclamirt. Sie verbot aus demselben Grunde, aus welchem nachher König Jacob I.

den Tabak verbot, nämlich weil sie den Geruch nicht vertragen konnte, den Anbau des Waides. Sie ließ ferner, blos weil sie lange Degen und große Kragen nicht leiden konnte, den Leuten die Degen abbrechen und die Kragen abschneiden.

Wenn übrigens ihr Nachfolger nur den geringsten Begriff von den Pflichten eines constitutionellen Regenten gehabt hätte, so würde er das englische Volk sehr leicht haben gewinnen können, weil Elisabeth in den letzten Jahren ihrer Regierung, besonders seit Walsingham's Tode (1590), gar zu viel weibliche Schwäche gezeigt hatte. Sie hat bekanntlich den Ruhm ihrer Regierung besonders der Standhaftigkeit zu verdanken, mit welcher sie ihre beiden ausgezeichneten Minister, den uneigennützigen, arm gestorbenen Walsingham und den boshaften und gewissenlosen Cecil oder Lord Burleigh, in ihren Stellen erhielt, und sich die Ehre der Politik dieser Männer aneignete.

Beide Minister hatten jedoch stets mit den Günstlingen und Wüstlingen zu kämpfen, welche Elisabeth aus weiblicher Schwäche zu den wichstigten Geschäften gebrauchte. Die Erzählungen von der Galanterie des Grafen von Leicester und des Grafen von Essex nehmen in Elisabeth's Geschichte einen ebenso großen Raum ein, wie die Erzählungen von der Eifersucht und dem Neide der durch die Natur wenig begünstigten und lang=

weilig gelehrten Königin gegen die schöne und lebhafte Maria Stuart. —

Irland war damals, was es noch jetzt ist, ein Land der Meutereien und des Mordens, und König Philpp II. von Spanien hatte die Irländer zu Aufständen gereizt, bei welchen die Führer der Rebellen, namentlich der furchtbare Tyrone, den Engländern regelmäßige Heere entgegenstellten. Wegen dieser Rebellion, welche auch nach Philipps Tode (1598) fortdauerte, war die Stelle eines königlichen Statthalters in Irland nicht wünschenswerth, und man suchte ihr auszuweichen.

Als daher 1598 diese Stelle erledigt wurde, berathschlagte die Königin mit Essex und dem Groß-Admiral über die Wiederbesetzung derselben. Elisabeth wollte den Oheim des Grafen, Sir William Knolly's, zum Statthalter von Irland ernennen; Essex aber bestand darauf, daß sein Gegner Sir Georg Carew erwählt werde, sowohl weil er diesen vom Hofe zu entfernen wünschte, als auch weil Elisabeth die Schuld mißlungener Unternehmungen stets auf die Anführer schob und deshalb Essex jene Stelle von seinem Oheim abwenden wollte. Die Königen gerieth darüber mit Essex in einen heftigen Streit, und sagte ihm unangenehme und beleidigende Dinge, worauf Essex sich so weit vergaß, daß er ihr mit einem wegwerfenden Ausdrucke den Rücken kehrte. Dies reizte die Königin auf's

höchste, sie sprang auf, gab ihm eine Ohrfeige und rief, er möge zum Teufel gehen.

Der Graf griff sogleich ans Schwert und stürzte, als der Groß-Admiral ihn am Arme ergriff, im heftigsten Zorn aus dem Zimmer, indem er sagte, er würde nicht einmal vom Vater der Königin eine solche Beleidigung geduldet haben, geschweige denn von einem Könige im Weiberrock (a king in petticoats). Nach diesem Vorfalle verflossen zwei Monate, ohne daß Elisabeth und Essex einander sahen, weil der Letztere von der Königin eine Genugthuung und sie von ihm eine Entschuldigung forderte.

Auch im dritten Monate, in welchem Elisabeth den Grafen bei einer vorgeblichen oder wirklichen Krankheit desselben einige Aufmerksamkeit bewies, konnte man ihn nicht dahin bringen, daß er einen demüthigen Schritt (a submission) thue. Dies geschah selbst im vierten Monate (Oktober) nicht. Dessenungeachtet verstand sich die Königin dazu, ihn im Anfange des December wieder um sich zu sehen. Es scheint aber, als wenn sie dem Grafen nie ganz verziehen und nur auf eine Gelegenheit gewartet habe, um sich an ihm zu rächen. —

Diese Gelegenheit gab ihr schon im folgenden Jahre (1599) des Grafen Ehrgeiz. Essex suchte nämlich damals für sich dieselbe Stelle zu erhalten, die er vorher von seinem Oheim hatte abwenden wollen. Da-

mals war der alte Lord Burleigh, der sich während der ganzen Regierungszeit auf seinem Posten behauptet und das Finanzwesen meisterhaft, wenn auch vielleicht etwas zu karg verwaltet hatte, nicht mehr am Leben, und Lord Buckhurst bekleidete seit dem Tode desselben (1598) seine Stelle. Dieser hegte zugleich mit allen andern Geschäftsmännern den Wunsch, den Grafen Essex zu entfernen, und glaubte, als derselbe sich um die Stelle eines Vice-Königs von Irland bewarb, eine gute Gelegenheit dazu gefunden zu haben. Die Königin widerstrebte zwar lange, willigte aber am Ende doch ein, und Essex ward zu ihrem Statthalter in Irland ernannt. Man gewährte ihm dabei Vortheile und Rechte, wie sie keinem seiner Vorgänger gewährt worden waren. Es wurden ihm nicht nur achttausend Pfund, welche er der Staatskasse schuldig war, erlassen, sondern auch eine dreimal größere Summe zum Geschenk gemacht. Er erhielt außerdem ein Heer von achtzehntausend der besten Soldaten, von welchen viele in den Niederlanden gedient hatten. Man ertheilte ihm endlich noch andere unerhörte Vorrechte, indem er für Todesverbrechen und Verrath sollte Begnadigung gewähren, ja sogar nach seinem Gutdünken Frieden schließen oder den Krieg fortsetzen dürfen.

Alle die, welche in die Geheimnisse des Hofes ein-

geweiht waren, glaubten damals, die Königin selbst wolle dem Grafen Veranlassung geben, sich in's Verderben zu stürzen; die Nichteingeweihten dagegen meinten, er habe den vollen Genuß der alten Gunst wieder erlangt.

Als Essex nach Irland gekommen war, zeigte er im Vertrauen auf die alte Gunst der Königin, deren doch bereits Andere sich erfreuten, seinen gewohnten Stolz und Eigensinn. Er ließ, anstatt, wie die Königin befohlen hatte, zuerst mit seiner ganzen Macht gegen Tyrone zu ziehen und ihn zu vernichten, drei Sommermonate verfließen, ohne sich um ihn zu bekümmern. Er übergab, obgleich die Königin ihm dies verboten hatte, den Oberbefehl über die Reiterei seinem Freunde, dem Grafen von Southampton, und dieser legte, erst als die Königin es gebot, das Kommando wieder nieder. Essex war freilich nicht ganz unthätig, sondern unternahm in der Zeit, in welcher er Tyrone hätte bebekämpfen sollen, einen Zug in andere Gegenden. Er eroberte mehrere von den Irländern erbaute Forts, zog nach Münster und besetzte Limmerik, Cork und Waterford; er verlor aber dabei durch Witterung, Klima und Seuchen den größten Theil seines Heeres, und verweilte bis in den August hinein in Dublin. Ein dringender Befehl der Königin, welche alle seine Gegenvorstellungen verwarf, nöthigte ihn, sich wieder von Dublin zu ent-

fernen, um Tyrone anzugreifen. Er hatte jedoch nur noch dreitausend Mann beisammen, als er am Flusse Brenny auf das Heer der Rebellen stieß. Er schloß deshalb, anstatt den Feind anzugreifen, Ende August einen Waffenstillstand, welcher während des Winters alle sechs Wochen erneuert werden sollte und den eingeborenen Irländern bedeutende Vortheile zusicherte, der Königin aber in Hinsicht auf den Güterbesitz der gegen sie im Felde stehenden irländischen Häuptlinge und auf die Anstellung von Engländern in Irland schwer zu erfüllende Verpflichtungen auferlegte. Schon die geheime Unterhaltung, welche Essex vor dem Abschlusse dieses Waffenstillstandes mit Tyrone hatte, machte die Königin argwöhnisch, die Bedingungen desselben aber erbitterten sie vollends. In dieser Lage der Dinge kehrte Essex ohne Erlaubniß der Königin nach England zurück, erschien am Morgen des 28. September plötzlich in ihrem Schlafzimmer und warf sich an ihrem Bette auf die Knie. Die Königin verstellte sich dabei gegen ihn. Sie zeigte sich ihm sogar noch bei einer zweiten Unterhaltung mit ihm, welche am nämlichen Morgen stattfand, gütig und freundlich; schon am Abend desselben Tages aber erhielt er Stubenarrest, und gleich darauf wurde er zur Bewachung einem zuverlässigen Manne übergeben, der sich dafür verbürgen mußte, daß Essex nicht entfliehe. Elisabeth wollte ihn vor Gericht stellen und als Verräther verurtheilen lassen;

die Richter erklärten ihr aber, daß sie im Gerichte schwerlich durchdringen werde. Essex blieb hierauf bis an das Ende des Jahres Gefangener. Das Aufsehen, welches die Sache machte, nöthigte endlich die Königin, ihn vor eine Kommission von achtzehn durch sie ernannter Personen zu stellen; doch wollte sie diese Kommission nicht als Kriminalgericht angesehen haben, sondern sie nannte es Disciplinargericht (censure). Essex ward von diesem Gerichte mehrerer Dienstvergehen schuldig gefunden und zur Strafe nicht nur von seinen Aemtern als Mitglied des geheimen Rathes, als Lord-Marschall und als General-Feldzeugmeister (master of the ordinance) suspendirt, sondern auch zu einer Gefangenschaft verurtheilt, welche so lange, als es der Königin gefalle, dauern sollte. Essex nahm dieses Urtheil demüthig und ergeben auf. Er ward nun nach der Verkündung desselben pietistisch frommelnd und schien aller Hoffarth und Pracht der Welt satt zu sein. Die Königin ihrerseits gab ihm in der nächsten Zeit mehrere Zeichen des Andenkens, indem sie ihn der Aufsicht enthob und ihm erlaubte, in seinem eigenen Hause zu wohnen. Am Ende des Jahres 1600 war jedoch die Geduld des Grafen erschöpft, und er erlaubte sich von jetzt an heftige Reden gegen Elisabeth, welche dieser von ihren zahlreichen Spähern sogleich hinterbracht wurden. Robert Cecil, der schlaue Sohn eines

listigen und bitterbösen Vaters, Sir Walter Raleigh, Cobham, dessen Bruder Brooke und Lord Gray, von welchen Raleigh und Cobham zugleich mit einigen anderen Männern des Grafen Platz bei Elisabeth eingenommen hatten, waren die Hauptgegner desselben. Er suchte also durch jedes gesetzliche oder ungesetzliche Mittel dieselben von Elisabeth zu entfernen und seinen ganzen Einfluß wieder zu gewinnen. Zu diesem Zwecke trat er mit König Jakob von Schottland in Verbindung. Er bemühte sich, denselben besorgt zu machen, daß von England aus ein Einverständniß mit dem spanischen Könige angeknüpft werde, um ihn von der Nachfolge in England auszuschließen. Zugleich erbot er sich, seine Freunde zu bewaffnen, um diesen Plan, welcher von Cecil, Cobham, Raleigh und Nottingham betrieben werde, zu vereiteln. Jakob scheint dem Grafen seinen guten Willen gedankt zu haben, war aber klug genug, sich keine Blöße zu geben. Essex hatte jedoch das Volk durch die unter demselben verbreitete Meinung, er allein betreibe die Nachfolge eines Protestanten aufrichtig, in eine so gewaltsame Bewegung gebracht, daß sein Haus täglich von ganzen Schaaren umgeben war. Auch seine vielen ritterlichen Freunde kamen zu ihm. Mit diesen entwarf er dann den abenteuerlichen Plan, in den königlichen Palast einzudringen und so die Gegner zu vertreiben; denn er hielt sich

überzeugt, daß, wenn er dies thue und sich dann der Königin zu Füßen werfe, Elisabeth sogleich alles Vorgefallene vergessen werde. So wunderlich auch dieser Plan uns scheinen mag, so waren doch des Grafen Genossen entschlossen, das tollkühne Wagestück zu unternehmen. Die Minister der Königin hatten indessen von des Grafen Korrespondenz mit Jakob Kenntniß erhalten, und suchten der Ausführung des Planes zuvorzukommen. Dies nöthigte die Verschworenen loszubrechen, ehe alle ihre Anstalten getroffen waren.

Zweites Kapitel.

Die Verschwörung.

Shakespeare befand sich in einer unglaublichen Aufregung ... ganz London ebenfalls.

Jedermann hatte sein Geschäft, seine Arbeit, sein Haus verlassen, was bei den so ruhigen, geschäftsmäßigen Engländern viel sagen will; aber die unerhörtesten Gerüchte durchliefen auch die Riesenstadt.

Essex, der gewaltige Essex, sei gestürzt und verhaftet, hieß es hier, dort berichtete man von einem Mordversuch auf die Königin. Andere wollten wissen, die Reste des Heeres, welches dem Grafen anvertraut gewesen, seien im Anmarsch auf die Stadt, um die Königin gefangen zu nehmen und zu Gunsten des Königs von Schottland zu entthronen.

Die Verwirrung war allgemein; die sonderbarsten Nachrichten überboten sich.

Zugleich wurden mit Essex die Namen seiner Freunde in Verbindung gebracht; ... zum Schrecken für Shakespeare auch der des Lord Southampton

seines eigenen so hoch geehrten und wirklich geliebten Freundes.

Der Dichter bebte für beide; aber seine Aufregung ward eine fieberhafte, als er, nach dem Palast Southampton geeilt, seinen edlen Freund und Gönner wirklich nicht zu Hause und die ganze Dienerschaft bleich, zitternd, verstört und von einem panischen Schreck ergriffen fand.

Auch hier traten ihm dieselben Gerüchte entgegen. Niemand aber wußte, was davon wahr sei, was nicht.

Und doch mußte Shakespeare das Nähere darüber erfahren, da ihn die Angst und die Sorge um Essex und Southampton fast umbrachte.

Er eilte nach dem königlichen Palaste; . . . in der Nähe desselben mußte man ja am ehesten die Wahrheit erfahren können.

Shakespeare machte dabei etwas besonders besorgt: nicht nur kannte er den Stolz und die kühn aufsteigende Herrschsucht des Grafen Essex so wie die Feindschaft, in welcher er namentlich mit Sir Robert Cecil, dem zweiten Sohne des verstorbenen Lord Burleigh, und Sir Walter Raleigh, lebte; sondern ihm war auch in vertrauten Stunden das gefährliche Geheimniß mitgetheilt worden, daß Graf Essex im Geheimen und ganz ohne Wissen der Königin mit

der Hofdame Elisabeth's, der Gräfin Rutland, verheirathet sei.

Hatte die Königin dies Geheimniß entdeckt, dann war von ihrem beleidigten Stolze, ihrer Eifersucht und ihrem Zorne alles zu fürchten.

Aber sonderbarer Weise konnte Shakespeare auch in der Umgebung des königlichen Palastes nichts erfahren. Derselbe war von einer unabsehbaren Menschenmenge umwogt; indeß deuteten die geschlossenen und mit starken Wachen besetzten Eingänge auf Vorfälle, die allerdings von der größten Wichtigkeit sein mußten.

Und so war es denn auch in der That.

Königin Elisabeth ging eben mit großen Schritten in einem ihrer Zimmer auf und ab. Ihre Wangen glühten durch das aufgelegte Roth hindurch, ihre Augen funkelten wie die einer Hyäne, und blitzartig zuckte es um die Winkel ihres Mundes, während sich ihre Hände krampfhaft geballt hatten.

Bleich und gespenstisch standen die Vertrautesten ihres Hofstaates in weiter Entfernung, mit ängstlichen Blicken die zornglühende Herrscherin beobachtend.

Es waren der Herzog und die Herzogin von Nottingham, so wie die Gräfin Rutland. Letztere war bleich wie der Tod.

„Der Unselige!" — murmelte die Königin jetzt zwischen den Zähnen. — „Ich habe ihn geliebt aus

vollster Seele, ... ich habe ihn mit Ehren, Macht, Reichthum und Titeln überdeckt ... und nun ... diesen Trotz ... diesen Ungehorsam gegen seine Monarchin! ... Es ist wahr, er hat der Feinde und Neider viele hier ... aber ... hat er nicht auch mich? ... Nein! nein! es ist sein unbegrenzter Stolz! ... sein Stolz? ... Ha!" — murmelte hier die Fürstin, mit dem Fuße aufstampfend — „und warum sollte ihn sein wahnsinniger Stolz und sein hochfliegendes Wesen nicht am Ende zu dem kühnen Gedanken geführt haben ... mich ... zu schrecken, ... einzuschüchtern ... und auf diese Weise zu einer Heirath zu zwingen? ... wie? ... Uns zwingen? Elisabeth von England zwingen und wohl gar König werden wollen? ... Unglücklicher!" ...

In diesem Augenblick trat Sir Walter Raleigh rasch ein.

„Ha! Raleigh!" — rief Elisabeth ungeduldig. — „Welche Nachrichten bringt ihr?"

„Sehr schlimme!" — entgegnete der Eingetretene.

„Wie?" — rief die Königin und ihre Augen flammten. — „Hat der Verwegene nicht Lust, die Hand nach Unserer Krone auszustrecken?"

„Majestät halten zu Gnaden!" — entgegnete der Minister, sich tief verneigend, — „der Stolz und der

Ehrgeiz eines Essex mußten zu solchem frevelhaften Beginnen führen!"

Die Königin stand für einen Moment starr, wie von Stein. Sie glaubte falsch gehört zu haben.

„Sir Walter Raleigh!" — sagte sie dann langsam und fast tonlos — „ihr sprecht doch wohl von dem frevelhaften Beginnen, Irland ohne Unsere Erlaubniß verlassen zu haben? Von anderem kann die Rede nicht sein!"

„Das edle Herz meiner großen und erhabenen Königin ist freilich nicht geschaffen, das Unerhörte zu fassen!" — entgegnete der schlaue Staatsmann mit boshaftem Ausdruck.

„Ha!" — rief die Königin — „Rebellion?"

„Leider!" — bestätigte Sir Raleigh.

„Berichtet!" — herrschte Elisabeth, sich in unglaublicher Aufregung in den für sie bereitstehenden Sessel werfend.

„Die Gnade meiner Königin, die unendlich ist, wie die Gnade Gottes, hatte sich so weit herabgelassen, dem ungehorsamen und übermüthigen Grafen eine Audienz zu bewilligen."

„Gerechtigkeit erfordert jede Partei zu hören!"

„Er hat es nicht verdient."

„Zur Sache, Sir Walter! Wir werden als Königin von England und Schottland wohl noch das Recht

haben, Unsere Unterthanen, selbst wenn sie strafbar sind, zu hören."

Der Minister verbeugte sich schweigend. Er war auf die Stürme gefaßt, die ihm bevorstanden.

„Zur Sache, Mylord;" — drängte die Königin.

„Nun . . ." hub Sir Walter Raleigh zögernd an.

„Foltert Uns nicht! rasch!" — befahl Elisabeth.

„Vergebung dem treuen Diener, der da zögert seiner angebeteten Monarchin Kummer zu verursachen!" — versetzte der Minister mit anscheinend trauriger Miene, indem er, wie von einem gewaltigen Schmerz bewegt, den Federnhut an sein Herz drückte.

„So müssen wir nach Lord Cecil senden!" — versetzte ungeduldig Elisabeth.

Raleigh verneigte sich tief, dann sagte er: — „Da Majestät befehlen, tritt mein Mitgefühl zurück, und ich gehorche!"

„Also?"

„Als die Audienz zu Ende war, stürzte Graf Essex wie ein Rasender aus dem Palaste . . ."

„Wir straften ihn mit ernster Rede Wort; aber der Uebermüthige, dem der Vicekönig von Schottland das Gehirn verrückt, war so kühn . . . daß Wir ihm den Rücken wandten."

„Wie ein Rasender sprengte er nach Essexhouse, wo

seine Freunde, Lord Southampton an der Spitze, ihn erwarteten."

„Der edle Southampton! Seine innige Freundschaft zu Essex spricht für diesen!" — murmelte die Königin. „Aber weiter!"

„Es ist eine zahlreiche Bande unbändiger Gemüther!" — fuhr Sir Walter finster fort, — „stolze Lords, die es nicht ertragen können, ihre vermeintliche Selbstherrlichkeit unter den Scepter der Majestät zu beugen."

„Wir werden mit ihnen fertig werden."

„Der Gedanke, durch eine Revolution ihre alte Feudalherrschaft wieder hergestellt zu sehen, blies ihre verrätherische Hoffnungen zu lichten Flammen auf. Es ward beschlossen, dem Grafen Essex vereinten Schutz zu leisten. Indeß ging das Haupt der Rebellen, die Stadt, wie er selbst sagte, aufzuwiegeln."

Die Königin erblaßte:

„Ihr sprecht sehr kühn von dem Manne, Sir Raleigh," — sagte sie dann finster — „dem Wir bis dahin Unsere Gunst im vollsten Maße zugewandt."

Der Minister legte, sich verbeugend, die Hand auf das Herz, dann versetzte er leise: — „Belieben Eure Majestät in dieser Kühnheit die Treue und Ergebenheit Ihres Dieners bewährt zu finden."

„Und der Unselige glaubte, Unsere guten Bürger von London wirklich aufwiegeln zu können?" — rief die Königin.

„Was hält Graf Essex für unmöglich, wenn es von ihm ausgeht."

Die Königin biß sich auf die Lippen.

„Er ritt vertraulich unter die versammelten Massen. Der neugierige, leicht erhitzte Pöbel umströmte ihn von allen Seiten. Er aber grüßte rechts und links und redete die Massen an, bald mit sinkender Stimme, bald mit leidenschaftlichen Ausrufungen appellirend von der Staatsklugheit an die Weisheit des Volkes, von der Tyrannei eines intriguanten Ministeriums an den schlichten Rechtlichkeitssinn der guten Bürger von London. Dabei sprach er viel von Thronen, umringt von schlechten Rathgebern, . . . von verschwendetem Vertrauen, . . . von guten Monarchen, irregeführt von bösen, ränkesüchtigen Ministern, kam endlich auf sich selbst und die Ungerechtigkeit, mit der man ihn behandle; . . . zählte alle vermeintlichen Kränkungen vor, die er bereits erfahren; . . . bat dann schlauer Weise das Volk um eine Wache zu seiner Sicherheit, da man nach seinem Leben trachte; rechnete alle Wunden her, die er für's Vaterland empfangen, und riß auf diese Weise die guten Bürger unserer guten Stadt zu einem fanatischen Enthusiasmus hin. „Es lebe Essex!" war der Donnerruf, der dieser gut gespielten Komödie folgte."

„Unerhört!" — murmelte zähneknirschend die Königin.

„Da plötzlich rief einer seiner Leute, der sich unter das Volk gemischt: „Zu den Waffen! zu den Waffen!" und Tausende von Stimmen wiederholten: „Zu den Waffen! zu den Waffen für Essex und unsere Kinder! Wenn man ihn nicht schont, was wird mit uns werden!"

„So ist die Rebellion vollendet?" — rief die Königin.

„Beruhigung Majestät!" — versetzte Sir Walter Raleigh mit stolzem Selbstvertrauen. — „Das Volk ist ein Chamäleon, es wechselt seine Farbe jeden Augenblick. Wir ließen einige Compagnien ausrücken, und sofort schlich sich ein Schreihals nach dem anderen fort. Das traf! Der Graf erblaßte und fand es für gut, nach Essexhouse zurückzukehren."

Die Königin war für den Moment in tiefes Schweigen versunken. So sehr ihr Stolz dem Rebellen zürnte, so regte sich doch etwas für ihn in ihrem Herzen. Sie war wüthend auf den Empörer, aber noch wüthender darüber, daß er sich durch seine eigene leidenschaftliche Raserei selbst unmöglich gemacht hatte.

So sehr sie ihm zürnte, hätte sie ihn doch gern gerettet; ... jetzt aber war es kaum mehr möglich ... jetzt galt es nicht mehr der Königin, der Frau ... jetzt galt es, das Ansehen der Krone aufrecht zu erhalten, den bürgerlichen Frieden, Recht und Gesetz zu schützen.

Elisabeth fühlte ihr Herz wie im Krampfe zusammengezogen ... aber ... ihr Verstand sagte ihr, daß sie sich beherrschen, daß sie hier nur Monarchin sein müsse.

In diesem Augenblicke meldete der Thürsteher:

„Seine Herrlichkeit Sir Robert Cecil!"

„Eintreten!" — rief die Königin, indem sie sich rasch erhob, und dem Sohn und Nachfolger Lord Burleighs raschen Schrittes entgegen ging.

Wohl wußte sie, daß auch er, wie Sir Walter Raleigh, des Grafen erbittertster Feind sei, ... aber ... er war auch ihr Minister.

Sir Robert verneigte sich tief und mit der ihm eigenen Kälte.

„Welche Nachrichten?" — frug die Königin mit fieberhafter Hast. — „Ist er überwältigt, der Verräther Unseres Ansehens?"

„Gelobt sei Gott, ja!" — entgegnete der Gefragte mit kaum verhaltenem Triumpf.

Elisabeth zuckte zusammen; aber sie faßte sich rasch; die auf dem Throne heimische Kunst der Selbstbeherrschung gab ihr nach Außen ihre stolze Ruhe wieder; mit ihr sich in den Sessel wieder niederlassend, frug sie daher kalt und streng:

„Und wie?"

„Um mit der möglichsten Vorsicht zu verfahren und

die Massen nicht noch mehr zu reizen," — berichtete Sir Cecil — „sandte ich, bevor andere Schritte gethan wurden, die Lords Howe und Gray an die Rebellen in Essexhouse ab, und ließ im Namen Ihrer Majestät, unserer allergnädigsten Königin, nach der Ursache der in jenem Palaste gesetzwidrigen Versammlung fragen, zugleich aber versichern, daß unsere huldreiche Monarchin alle begründeten Beschwerden abstellen würde."

„Recht, Sir Robert!" — rief die Königin — „Und wie betrugen sich die Empörer?"

„Wie es von so stolzen und hochverrätherischen Rebellen vorauszusehen war!" — entgegnete der Minister mit eisiger Kälte und einem Tone, der an die Schärfe eines Henkerbeiles erinnerte. — „Im Anfang wollte man sie gar nicht einlassen. Endlich bequemte man sich doch dazu; als sie aber zu sprechen anhuben, wurden sie — die Gesandten Eurer Majestät — von Lärmen und Geschrei unterbrochen und, auf Befehl seiner Herrlichkeit, des Grafen von Essex, als Gefangene in ein Zimmer gesperrt!"

Die Lippen Elisabeth's zuckten; wie Gewitter lag es auf ihrer Stirne, blitzte es aus ihren Augen.

Das war denn doch zu viel für ihren Stolz und die Eifersucht, mit der sie ihre Macht als Herrscherin aufrecht zu erhalten stets bemüht war.

„Die Unverschämten!“ — rief sie — „Unser königlicher Zorn soll sie vernichten!“

„Da die Lords nach einer Stunde noch nicht zurückgekehrt waren,“ — fuhr Sir Robert Cecil kalt und ruhig fort, — „und man daher ihr Schicksal ahnen konnte, ließ ich mehrere Compagnien nach Essexhouse vorrücken und dasselbe umstellen.“

Der Busen der Königin wogte stürmisch.

„Man sprengte die Thore nnd nahm, nach einem kurzen Widerstande Southampton und die Uebrigen gefangen ...“

„Und Essex!“ — rief die Königin.

„Entkam!“

„Entkam?!“

„Zu Gnaden, Majestät! Aber nur auf Augenblicke. Die Vorsicht wachte zu treulich über das Leben und die Sicherheit der huldreichen Elisabeth, als den Verräther entfliehen zu lassen. Die Kundschafter des treuesten Dieners Eurer Majestät ...“

„Sir Robert ...“

„Wachten und in weniger als einer Stunde war mir die Gewißheit zugegangen, daß sich Essex, der Rebell und Hochverräther, nach seinem Landhause auf der Themse geflüchtet habe. Man drang auch hier ein und ... bemächtigte sich des Grafen.“

„Und nun? ... wo ist er jetzt?“

„Unter starker Bewachung, die den Befehl hat, ihn in den Tower zu bringen.“

„Wie?“ — rief die Königin, sich mit finsterer Miene erhebend, — „wer gab den Befehl ihn in den Tower abzuliefern?“

„Sir Robert verneigte sich tief, dann sagte er mit furchtbarer Kälte: — „Der Befehl harrt der Sanction meiner erhabenen Königin!“

Es war sichtbar, daß, wenn auch noch so kurz, ein schwerer Kampf in dem Herzen Elisabeth's durchgekämpft wurde; aber er dauerte nur wenige Minuten, dann erhob sie fest und stolz das Haupt und sagte:

„Der Befehl hat Unsere Sanction; in den Tower mit dem Unseligen!“

In demselben Augenblick fühlte Elisabeth ihre Kräfte schwinden; rasch winkte sie den Ministern abzutreten, dann . . . sank sie erschöpft in den Sessel zurück.

— — — — — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden hatte die Königin allein zugebracht.

Selbst ihre Damen blieben entfernt; auch die reizende Gräfin Rutland, die durch ihr liebliches sanftes Wesen, durch ihre blendende Schönheit und ihre Kindlichkeit — sie war erst einundzwanzig Jahre alt — das vollste Vertrauen und die innigste Neigung der Königin gewonnen hatte.

Es wollte dies um so mehr sagen, als die verblühte

Elisabeth — schon aus Eifersucht und um des Vergleiches willen — jede sonstige Schönheit so ferne als möglich von sich hielt.

Aber auch „Königinnen" sind Sterbliche und als solche menschlichen Leidenschaften und menschlichen Schwächen unterworfen.

Die Liebe zu Essex kämpfte in diesen Stunden einen furchtbaren Kampf mit der beleidigten Herrscherin.

Die Leidenschaften sind die Stürme des geistigen Lebens. Ohne die Bewegung der Luft, die wir Wind nennen, und welche sich, die Atmosphäre reinigend, aufregend und durch Beides gesund erhaltend, vom Zephyr zum Sturme, vom Sturm zum Orkane steigert, wäre der Dunstkreis, der unsere Erde umgiebt, ein todtes Meer, in dessen dicken verpesteten Fluthen kein Leben athmen könnte. Aber während die Winde auf leichten Flügeln die Welt segensvoll umrauschen und Frische, Leben und Gesundheit verbreiten — wirft der allgewaltige Sturm, furchtbar daher brausend, Alles vor sich nieder. Es ist eine Empörung des himmlischen Luftoceans. Bäume entwurzelnd, die Wohnungen der Menschen niederstürzend, Berge und Felsen zerreißend, Schiffe zertrümmernd fährt er einher, ein Bild der Größe, der ungefesselten Kraft. Wie Spreu fliehen die Heere der schwarzen Wolken vor ihm dahin, die Vögel flüchten, die Thiere des Waldes bergen sich heulend in

ihre Höhlen, das Meer öffnet seine unerforschten Tiefen und der Erdball erzittert bis an seine Achse.

Mit scheuem Auge mißt der Mensch den Schaden, den die furchtbare Erregung gebracht, aber ruhig lächelnd übersieht ihn die Gottheit; denn vor ihrem lichten Blicke wandelt sich das Unheil zum Heile, wird die Empörung selbst eine Quelle des Segens.

So ist es im Mikrokosmus des menschlichen Körpers mit den Leidenschaften. Sie sind das bewegende Lebensprinzip des Menschen und wenn schon der Affekt die Wellen des Blutes schneller durch die Adern treibt, so reißt die Leidenschaft Alles mit sich fort, Körper und Seele in ihren tiefsten Tiefen erschütternd, und bald niederwerfend in den Abgrund des Verderbens, bald erhebend zu den lichten Höhen wahrer Größe.

Menschen ohne Leidenschaften sind Automaten; wer ein Spiel derselben, sinkt zu den Thieren, ja oft unter diese herab; Menschen aber, die von großen Leidenschaften bewegt, ihrer Herr bleiben, reißen den Göttern den Kranz der Unsterblichkeit von der ewig klaren Stirn.

Wie wir aber mit ernstem, fast andächtigem Staunen den imponirenden Naturerscheinungen zuschauen und ihren Wirkungen beobachtend folgen; so ist es für jeden gebildeten Menschen auch von dem höchsten Interesse, die gewaltigen Seelenäußerungen Anderer zu beachten. Das Feld dieser Erscheinungen aber ist unendlich groß;

um so mehr, als sich jede Anregung, jeder Affect, jede Leidenschaft in den verschiedenen Individuen auch verschiedenartig gestalten. Liebe bleibt zwar immer Liebe; aber wie anders liebt der sinnliche und der geistige Mensch, der Sanguiniker und der Phlegmatikus, der Mann und das Weib, der Jüngling und die Jungfrau. Und wie mit der Liebe, so geht es auch mit allen andern Leidenschaften. Leidenschaften erregen aber unsere Theilnahme um so mehr, als sie, nach der in der deutschen Sprache so trefflichen Etymologie, Leiden schaffen; Leiden, die durch Kämpfe erzeugt, nur durch die absolute Herrschaft der Vernunft von uns abgehalten werden können.

Natürlich bleibt es dabei, daß wir vorzugsweise unser Wohlgefallen an der Beobachtung der Liebe haben, da diese Seelenäußerung allen Menschen am nächsten liegt und die angenehmsten Eindrücke auf uns macht, die süßesten Leiden bietet.

Aber wie oft bietet sie auch Schmerz und furchtbare Kämpfe! Zu welchen furchtbaren Orkanen der Rache und des Hasses kann die Leidenschaft der Liebe führen, wenn sie sich betrogen, von dem Liebsten verletzt fühlt.

Die Nachricht von dem stolzen Ungehorsam und der offenbaren Widersetzlichkeit des Grafen Essex, hatte die Königin anfangs wie ein Blitz aus heiteren Höhen getroffen. Wie der Löwe, den ein scharfer Pfeil aus tiefem Schlummer weckt, wuthbrüllend die Blutstropfen

aus der Mähne schüttelt und sich dann mit ungeheurem Sprung auf seinen Feind wirft, so fuhr Elisabeth in namenloser Qual, in grimmigem Zorn empor, als sie das rebellische Benehmen ihres Günstlinges erfuhr, die Blitze ihres Zornes nach ihm schleudernd.

Noch nie hatte die nähere Umgebung Elisabeth's die Königin so leidenschaftlich gesehen.

Sie hätte eine Welt zerknirschen können.

Jetzt, nach fast einer Stunde der furchtbarsten inneren Kämpfe, hatte sich der Zorn der beleidigten Herrscherin etwas gelegt, und ein tiefer Schmerz trat in der gekränkten Frau an dessen Stelle ... ein Schmerz, der um so gewaltiger und tiefer war, als der Schlag, der ihn hervorgerufen unerwartet getroffen hatte.

Ungewöhnliche Unglücksfälle sind für den Menschen — und namentlich für diejenigen Sterblichen, die vom Glücke verzogen oder durch ihre erhabene Stellung mit dem Unglück gar nicht bekannt sind — Prüffsteine der Kraft und Seelengröße.

Der Schwache unterliegt denselben, indem er an sich und der Welt muthlos verzweifelt, der starke Geist dagegen bleibt unerschütterlich, wenn selbst die furchtbarsten Schmerzen die Seele zerreißen; oder ... er reißt sich wenigstens zur Selbstbeherrschung empor.

So gelang es auch Elisabeth endlich, die wilden

Wallungen des Zornes, die tobenden Schmerzen verletzter und gekränkter Liebe zu bewältigen. Ihr königlicher Sinn trat dem geflügelten Ungeheuer des Verderbens kühn entgegen, und die alte, durch eine so lange Regierung erprobte Kraft der Bemeisterung des eigenen Ich's — des eigenen Herzens — siegte.

Elisabeth war wieder Königin von England.

Aber war sie denn nicht, als solche, immer stolz auf die von ihrem Throne ausgehende Gerechtigkeit gewesen?

Freilich sah es mit dieser prunkenden Gerechtigkeit schlimm aus, wenn man an das Schicksal der unglücklichen Maria Stuart zurückdachte; aber gerade hier war es ja auch gewesen, wo „das eifersüchtige Weib" über die „Königin" gesiegt.

Sonst ging in der That Elisabeth's Streben dahin, Gerechtigkeit zu üben.

Und sie hatte bis jetzt den Grafen Essex nicht gehört, ... während sie doch recht gut wußte, daß Sir Robert Cecil, Sir Walter Raleigh, ja ein großer Theil des Parlamentes erbitterte Feinde des Grafen waren, dem sie die Gunst der Königin und seine einflußreiche Stellung nicht gönnten.

Die Leidenschaftlichkeit hatte allerdings den stolzen Grafen zu weit geführt; ... aber ... konnten denn nicht mildernde Gründe das Verbrecherische seines jüngsten Benehmens mindern?

Er war, als Hochverräther, dem Tode verfallen, wenn solche mildernden Gründe nicht aufgefunden werden und er sich vertheidigen konnte.

So sehr sie Essex zürnte, überlief dieser Gedanke Elisabeth doch eiskalt, und zwar um so mehr, als vor ihrem Geiste das gespensterische Bild Maria Stuart's aufstieg.

Neue Kämpfe erfaßten sie. Ihre Frucht war der Entschluß: die Vertheidigung des Grafen, ihr gegenüber, selbst zu hören, so sehr ihr vor dieser Zusammenkunft bangte.

Der Befehl: den Grafen von Essex zu einer Audienz bei der Königin zuzulassen, ging an Sir Robert Cecil, der nur mit Widerstreben und finsterem Groll gehorchte.

Drittes Kapitel.

Königin und Weib.

Regungslos saß die Königin in ihrem Sessel.

In Gedanken versunken, war die Welt vor ihrem Seelenauge verschwunden. Frühere Zeiten zogen mit ernsten und heiteren Bildern an ihrem Inneren vorüber. Erinnerung führte ihr die Tage zurück, in welchen — bald nach Leicester's Tod — der junge blühende Graf von Essex, von ihrer Güte und Gnade überhäuft, Liebe tauschend und Liebe schwörend, zu ihren Füßen lag.

Wie schön waren diese Erinnerungen! Welch' ein Mann! die Blüthe der englischen Ritterschaft! Schön, wie ein junger Gott, ... voll Anmuth und Liebenswürdigkeit, ... voll Witz und Laune und süßer Schmeichelei.

Wie gut kleidete ihn damals sein edler Stolz! Wie ein geborener König überschaute in jenen Tagen der Günstling der Königin alles was unter dem Throne stand ... nur ... seiner angebeteten Monarchin beugte er sein kühnes Haupt.

Freilich aber hatte auch eben dieser Stolz und die

Leidenschaftlichkeit, die zu jener Zeit Elisabeth entzückten, sie später oft genug gekränkt ... und doch vergab sie dem geliebten Manne immer wieder, überhäufte ihn mit Ehren, Titeln, Reichthum —

Und jetzt, da Elisabeth ihn zu der in England unerhörten schwindelnden Höhe eines Vicekönigs von Irland erhoben ... ihn fast sich gleich gestellt — —

Die Königin fuhr empor ... jetzt erhob Essex die Hand wieder sie selbst; ... ließ ihn sein Stolz ihr trotzen ... ihr, seiner Monarchin, ungehorsam sein, ... ihren Befehlen geradezu entgegenhandeln, ... als Rebell auftreten, ... ja ... vielleicht gar nach ihrer Krone greifen! ....

Aber nein! ... das konnte nicht möglich sein ... man hatte sie getäuscht ... man wollte den verhaßten Günstling stürzen.

Die Königin fuhr empor und sah ungeduldig nach der Uhr.

Jede Minute konnte er eintreten.

Sie ging ungestüm im Zimmer auf und ab.

Noch war sie allein; denn sie wollte den Mann, den sie in einsamen glücklichen Stunden zu sich erhoben, auch als Verklagten und Gefangenen in seinem Unglück allein hören und sprechen.

Ihr Herz pochte, wie mit Hammerschlägen.

Sie rang nach Fassung, denn . . . nachdem was bereits geschehen, durfte sie die Königin nicht über das Weib vergessen.

Plötzlich blieb sie erblassend stehen.

Tritte vieler Männer erschallten auf den Gängen; Waffengeklirre ließ sich hören . . . das war Essex . . . der gefangene Essex!

In dem gleichen Augenblicke öffneten sich die Flügelthüren, zwei Hartschiere mit Hellebarden traten ein und postirten sich an der Thüre. Im Hintergrunde erblickte man eine starke Abtheilung Bewaffneter.

„Ihre Herrlichkeiten, Lord, Graf von Essex und Sir Robert Cecil!" — rief der Thürsteher und die Genannten traten ein.

Aber . . . war denn dies der gefangene, für den Tower bestimmte, des Hochverraths angeklagte Graf Essex, der da eben, stolz und hoch aufgerichtet, mit fürstlichem Anstande eintrat, . . . eintrat mit einer Sicherheit und Nonchalance als sei er in Westminsterhall zu Hause?

Ein tiefes Roth färbte Elisabeth's Gesicht. Ihre Finger zuckten leise. Ja, ja! das war so etwas von einem König!

Wie bereute sie in dieser Minute, daß sie die diesen Mann so verwöhnt, so hoch erhoben.

Und doch . . . wie schön war er noch immer . . . wie

männlich schön jetzt . . . und . . . ha! das war die alte Grazie in der Verbeugung, der alte Zauber in dem Moment, da er sich auf ein Knie vor ihr niederließ . . . und . . . diese Stimme . . . diese Blicke! . . .

Gott! welche Erinnerungen.

Die Königin bedurfte ihrer ganzen Seelenstärke, um die der Sachlage entsprechende Kälte und Würde zu behaupten; aber sie winkte den Uebrigen zu, sich zurückzuziehen.

Sie mußte in dieser Stunde mit ihm allein sein.

Als sich die Thüre wieder geschlossen, . . . standen sich beide einen Moment schweigend gegenüber. Beide mit dem Ausdruck des Stolzes, der Hoheit und Kälte.

Endlich hob die Königin ihr Haupt noch höher und sagte:

„Mylord, so . . . hätten wir uns nicht wiedersehen sollen. Ich sandte Euch aus, überhäuft mit Ehren . . . und . . . Ihr kehrt als Rebell zurück."

„Vergebung, Majestät!" — entgegnete der Angeredete finster — „man hat mich zum Rebell gestempelt und in Euren Augen zum Verbrecher gemacht, ohne daß ich das Eine oder das Andere bin."

„Ausflucht, Graf!"

„Es gab eine Zeit," — sagte Essex mit etwas milderer Stimme — „in der mich Elisabeth als ihren

stärksten Schutz, als die mächtigste Stütze ihres Thrones betrachtete!"

„Schlimm genug, daß gerade Ihr es seid, der diesen Thron jetzt zu erschüttern wagt."

„Wer that dies?" — rief Essex.

„Ihr, Graf!" — entgegnete die Königin mit zornfunkelnden Blicken. — „Was reizte Euch, das Verderben selbst über Euer Haupt zu bringen? alle Unsere Befehle, alle Gesetze zu übertreten?"

„Und darf ich meine Königin bitten, mir zu sagen, wann und wo dies geschehen sei?"

„Warum schlugt und vernichtete der Vicekönig von Irland die irischen Rebellen nicht? Warum den unseligen Waffenstillstand mit den Aufrührern? Was bedeutet die räthselhafte geheime Unterredung mit Tyrone, dem Rebellenchef? Warum kamt Ihr hieher, da Wir Euch doch befohlen hatten, Euren Posten in Irland nicht zu verlassen, bis Ihr die Ruhe wieder hergestellt?"

„O schön!" — sagte Essex, und ein stolzes, verächtliches Lächeln spielte um seine Mundwinkel, — „ich höre ja Sir Robert Cecil und Raleigh aus meiner Königin Mund!"

„Unverschämter!"

„Beliebt es der erhabenen Monarchin von England, beliebt es Elisabeth, der Gerechten, Gerechtigkeit zu üben?"

„Sie ist unser Schild und wir sind stolz darauf, daß uns die Welt „die Gerechte“ nennt.“

„So darf ich reden und mich vertheidigen?“

Die Königin schritt langsam und gemessen nach ihrem Sessel, ließ sich abermals nieder und sagte:

„Redet!“

Die Augenbrauen des Grafen hatten sich finster zusammengezogen.

„Gesteh' ich es,“ — sagte er dann kalt und hart — „daß sich mein stolzes Gemüth bei dem Gedanken bäumt: mich vertheidigen zu sollen.“

„Auch vor Eurer Monarchin?“

„Ja!“ — rief Essex fest — „und gerade vor ihr!“

„Ha!“

„Schlimm genug, daß es so weit gekommen, daß Graf Essex, Irlands Vicekönig . . .“

„Durch wen?“

„Durch die Gnade Eurer Majestät; ebendeshalb aber um so geheiligter . . . sich, Männern, wie Cecil und Raleigh gegenüber, vertheidigen soll.“

„Es sind Unsere Minister und Stützen Unseres Thrones.“

„Und meine Todfeinde! Aber die Zeiten ändern sich... früher würde Elisabeth die Vertheidigung des Grafen Essex selbst übernommen und auf seine Treue ihr unerschütterliches Vertrauen gesetzt haben.“

„Wir denken, der edle Graf hat selbst gerade genug darauf hingewirkt, es zu erschüttern. Doch zur Sache!"

Eine kleine Pause entstand; die Blicke des Grafen trafen in strafender Weise das Auge der Königin; aber Elisabeth hielt sie mit erzwungener Kälte aus.

„Nun denn, Mylord!" — sagte sie jetzt mit fester Stimme — „wird man Eure Entschuldigungen hören?"

Essex hob stolz das schöne Haupt: „Bedarf es erst Ihre Majestät davon zu unterrichten?" — sagte er dann. — „Jeder Bote brachte mir neue Nachrichten von den hinterlistigen Anschlägen meiner hiesigen Feinde. Meine Völker waren ermattet, geschmolzen. Pestartige Fieber rafften sie in Masse hinweg. Die Nahrungsmittel fehlten ..."

„Wie das?" — frug die Königin unwillig. — „Unterschrieben Wir nicht die Order, Schiffe auf Schiffe abzusenden, um Unser irisches Heer in gutem Stand zu halten?"

„Gewiß erhabene Königin! der Wille und die Vorsicht Eurer Majestät waren gut; wenn nur nicht ..."

„Nun?"

„Die Schiffe mit den Nahrungsmitteln dorthin gesandt worden wären, wo ich sie nicht brauchte!" — versetzte Graf Essex mit bitterem Lächeln. — „Stand ich mit dem Heer in Westen, langten sie sonderbarer Weise

stets am Südgestade an, stand ich im Süden ... landeten sie in Westen."

„Habt Ihr Beweise hiefür?" — frug Elisabeth lebhaft.

„Ich werde sie Eurer Majestät zu Füßen und dem Parlament vorlegen."

„Aber warum der Waffenstillstand und die Besprechung mit dem Rebellenführer?"

„Ich wiederhole, erhabene Königin, meine Völker waren ermattet, zusammengeschmolzen, halb verhungert. Hätte Graf Tyrone ihren Zustand gekannt, er wär' ein Thor gewesen, wenn er den Stillstand eingegangen; thöricht genug von ihm, daß er uns die Besetzung der Anhöhen zuließ. Nun konnte er nichts wagen ... und ... sollte er ... weh' ihm! Montjoy, dem ich das Commando mittlerweile übertrug, ist ein Krieger, dessen Tapferkeit Ihre Majestät kennen."

„Und die geheime Unterredung?"

„Was war geheim bei ihr? Wir trafen uns in Gegenwart unseres Gefolges, ritten uns entgegen und sprachen über den Waffenstillstand so, daß kein Unterträger uns hören konnte. Der Waffenstillstand aber, Majestät, rettete Dein Heer!" — rief Essex hier stolz — „und ich ... dictirte ihn!"

„Und Wir befahlen ihn aufzuheben; warum geschah dies nicht?"

„Weil es unmöglich war, ohne uns zu vernichten. Da der Vicekönig von Irrland ihn übrigens in Eurer Majestät Namen abgeschlossen, mußte er gehalten werden, trotz aller Gegenbefehle, die mir zukamen."

„Die Eigenmächtigkeit ist groß, mit der Ihr handeltet!" — rief die Königin.

„Die Eigenmächtigkeit?!" — wiederholte Essex staunend und sah Elisabeth mit großen Augen an. — „Wie?" — fuhr er alsdann fort — „wach' ich denn oder träum' ich? oder löscht in London die Luft jede Erinnerung aus? War ich nicht für Irrland mit einer Vollmacht versehen, die mir unumschränkte Gewalt verlieh? Sprach meine erhabene Königin bei meinem Weggehen nicht öffentlich hier in Westminsterhall die Worte: Du, Robert Essex, geh'st als erster Vicekönig nach Irrland. Deine Vollmacht ist unbeschränkt. Krieg und Friede, Tod und Leben liegen in Deiner Hand . . . unterwerfe und versöhne Irrland!"

Elisabeth hatte während dieser Worte eine Bewegung der Ungeduld gemacht. Die Mahnung kam ihr ungelegen; . . . aber . . . sie wußte sich zu helfen; sie machte es wie alle Weiber: wenn sie sich geschlagen fühlen, springen sie rasch auf einen anderen Gegenstand über.

„Warum aber" — rief sie jetzt heftig — „verließt

Ihr diesen wicht'gen Posten und kommt nach London, gegen Unseren ausdrücklichen Befehl?"

Ein langer, ernster und vielsagender Blick des Grafen traf die Königin, die in ihrem Inneren erbebte, dennoch aber die Kraft hatte, ihn nach Außen fest und kalt auszuhalten.

„Ich kam" — fuhr Essex langsam und mit strenger Betonung fort — „um mich mit meinen eig'nen Augen zu überzeugen, ob ich denn wirklich durch die Intriguen der Minister um die Gunst und die Gnade meiner erlauchten, meiner erhabenen, meiner angebeteten Königin betrogen sei?"

„Essex!" — rief die Königin und ein leises Schwanken der Stimme verrieth ihre Bewegung.

„Betrogen sei!" — wiederholte der Graf. — „Nur für mich Unglücklichen wagte ich alles, oder wenigstens das, was mir lieber als Leben, Ruhm und Ehre ... Deine Gnade, Elisabeth!" — und der schöne, sonst so stolze Mann, ließ sich hier zum zweitenmale auf ein Knie vor der Königin nieder.

„Ich kam, um — wenn ich dieser Gnade erst wieder gewiß — mir wo möglich frische Truppen auszuwirken, um dann mit verdoppelter Kraft auf den Feind loszustürmen. War sie aber dahin, diese Gnade, die Seele aller meiner Hoffnungen, die Triebfeder aller meiner Handlungen; dann konnt' ich auch in Irrland

nichts auszurichten hoffen, ... die Welt hatte dann nichts Anziehendes mehr für mich, ... Leben und Tod waren mir gleichgültig!"

Elisabeth war sichtbar erschüttert.

„Und wenn Alles so ist, wie Ihr berichtet, Essex," — sagte sie jetzt mit milderer Stimme wie bisher — „warum ward ich nicht davon benachrichtigt?"

„Warum nicht benachrichtigt?" — wiederholte der Graf noch immer knieend. — „Auf welche Weise? Hörte mich denn Elisabeth? War ihr Ohr nicht taub für Alles, was ich zu meiner Vertheidigung schrieb? Uebertäubte nicht Sir Robert Cecil und Sir Walter Raleigh's Stimme jedes Wort, das von mir kam?"

„Steht auf!" — gebot die Königin bewegt.

„Nicht eher, erhabene Elisabeth" — entgegnete Essex leidenschaftlich — „als bis mir die Gnade meiner Königin Ehre und Leben wiedergiebt!"

„So möcht Ihr Euch erheben, Graf," — sagte jene. — „Eure Gründe haben etwas für sich. Wir werden für eine unparteiische Untersuchung Sorge tragen. Von dem, in was Euch Eure Leidenschaftlichkeit und Euer Stolz gestürzt, können wir Euch leider nicht retten. Konntet Ihr denn meiner Freundschaft nicht trauen, die alle Eure Feinde nicht wankend machten? die gegen ihr tägliches Murren, gegen ihre lauten Klagen taub blieb?

... Aber, stolzer, leidenschaftlicher Mann, gabt Ihr denn im Geringsten nach? Warum offene Widersetzlichkeit? warum den Aufruhr nach London tragen, in unsere gute Stadt?"

„Den Aufruhr, der schon von Cecil und Raleigh vorbereitet und angezettelt war, durch Verleumdung und falsche Zeugen?"

„Nicht doch! ... und ... wenn es sein sollte ... so ... nun so rechnet auf Eure alte Beschützerin!"

„Elisabeth!" — rief Essex entzückt, die dargebotene Hand an seine Lippe führend, — „jetzt bin ich wieder der Alte ... und nehm es auf mit einer ganzen Welt!"

„So geht, Essex," — sagte die Königin — „es scheint, wir haben Beide uns geirrt und mißverstanden. O! daß dieser unselige Irrthum Euch an den Rand des Verderbens geführt! ... daß es noch in Unserer Gewalt stünde, Euch zu retten! ... Aber ... das Parlament ist schon versammelt ... doch ... ich werde thun was ich kann. Geht jetzt, Graf Essex! Reinigt Euren guten Namen vor Gericht ... und ... alle Welt soll wissen, daß ich wieder Eure gnäd'ge Königin bin!"

Und ihre Hand noch einmal dem Gefangenen hinreichend, bedeckte dieser — der heimliche Gemahl der reizenden Gräfin Rutland — sie mit Küssen.

Dann, als die Königin verschwunden, hob' er triumphirend das stolze Haupt.

In seiner Seele jauchzte ein „Gewonnen!" auf.

Robert, Graf von Essex, wenn auch Gefangener, fühlte sich wieder Günstling der Königin.

Viertes Kapitel.

Auf dem Schaffot.

Es war am Abend desselben Tages, als Shakespeare erschöpft nach Hause kam.

Die Eindrücke dieses Tages waren so massenhaft und so peinlich gewesen, daß es ihm vorkam, als befinde er sich in einer Art Rausch.

War denn das alles wahr, was er erlebt? war es denn möglich?

Seine beiden edlen Freunde und Gönner, die Grafen Essex und Southampton, verhaftet?! . . . im Tower? . . . und als Hochverräther?

Und jetzt hatte sich das Parlament versammelt, sie zu hören, zu richten, vielleicht zu verurtheilen?!

Er war den ganzen Tag in seiner Aufregung und Besorgniß umhergeirrt, um Nachrichten über die Unglücklichen einzuziehen: von dem Hause Southamptons zum königlichen Palaste, von dort nach Essexhouse, dann wieder nach Westminsterhall, zum Tower und wieder zurück; aber Sicheres hatte er doch nicht erfahren.

Er mußte eine Stunde ruhen und Kräfte sammeln, ... um dann wieder nach dem Parlament zu eilen und ... Shakespeare faßte sich an die Stirne ... er wußte nicht, ob er wache oder träume, ob er bei Verstande oder irrsinnig sei! ... Vicekönig von Irrland und ... Hochverräther! Sein edler Southampton und ... vor Gericht.

Es waren allerdings Aufstandsversuche gemacht worden; eine Kette unseliger Verwicklungen und seine Freundschaft für Essex hatte Southampton mit in den Strudel hineingezogen.

Hülfe und Rettung schien kaum mehr möglich.

Shakespeare war außer sich.

Die Stunde, die er sich zum Ausruhen bestimmt, war noch nicht vorüber, als er schon wieder unterweges war.

Am Parlamentsgebäude wogte es Kopf an Kopf. Ganz London war in Gährung.

Und die Gährung stieg von Minute zu Minute.

Die Anhänger des Grafen Essex und seiner Freunde tobten und wütheten; jene des Ministerium's nicht minder. Hier ließ man Essex, dort die Königin leben; da schrie man Southampton ein Hoch zu und von jener Seite Sir Robert Cecil und Walter Raleigh. Von den „Hoch's" kam es zu Worten, von den Worten zum Schimpfen und von diesen zu blutigen Scenen.

Ein neuer Aufstand bahnte sich an, als große Truppenmassen erschienen und die Ruhe wieder herstellten.

Indeß kamen Berichte aus dem Parlament;

Shakespeare drängte sich vor:

„Was ist es? was giebt's?" — frug er die Gruppen, die sich auf die Nachrichten hin gebildet hatten.

„Sie sind des Hochverrathes angeklagt" — hieß es — „der beabsichtigten Entführung der Königin!"

„Ja und des bewaffneten Aufstandes."

„Das ist noch alles nichts!" — rief jetzt ein fanatisch königlich Gesinnter — „sie haben die Königin ermorden wollen!"

„Wie?"

„Was?"

„Die Königin ermorden?"

„Schändlich!"

„Unmöglich," — rief es durcheinander.

Aber auch William Shakespeare war die Galle gestiegen.

„Das lügst du, Schurke!" — rief er dem Fanatischen entgegen — „einer solchen Schandthat sind Männer wie Essex und Southampton nicht fähig!"

„Nein! sie sind es nicht fähig!" — riefen die meisten der Umstehenden, — „Essex und Southampton sind keine Mörder!"

„Schafsköpfe!“ — entgegnete der Fanatische — „Sir Thomas Lee hat es ausgesagt und bezeugt!“

„Dann ist er ein gottvergessener Lügner wie Du!“ — rief Shakespeare.

„Schlagt ihn nieder, den Essexer!“ — brüllte der Kerl.

Aber Shakespeare's Hand lag schon am Griff des Schwertes, das er an seiner Seite trug, als das Licht einer Fackel, die man eben an der Ecke eines Hauses aufsteckte, auf sein Gesicht fiel und der Ausruf erschallte:

„Meister Shakespeare!“

Mehrere der Umstehenden, fleißige Besucher des Globus, hatten den beliebten Schauspieler und Dichter erkannt und traten jetzt auf seine Seite.

Aber schon war auch der Schreier verschwunden, um die lügenhafte Botschaft bei einer anderen Gruppe auszubreiten. Niemand freilich wußte, daß sie von Sir Robert Cecil ausging, um auf das Volk und die Königin selbst für Essex Verderben bringend zu wirken.

Es war ein Schurkenstreich der Gegner des Grafen. Sie hatten nämlich in der That von einem gewissen Thomas Lee durch Bestechung ein Geständniß erpreßt, das dahin ging: Essex habe den Lee zur Ermordung der Königin dingen wollen. Lee ging auf den Betrug ein, mußte ihn aber schwer büßen. Zwar leugnete er,

als es zur Untersuchung kam, seine und des Grafen Schuld ab, wurde indeß so eilig hingerichtet, daß der wirkliche Verhalt der Sache nicht ermittelt werden konnte.

Aber der schändliche Streich hatte doch für heute seine Wirkung: er schlug die Hinneigung eines großen Theiles der um das Parlament versammelten Menge für Essex nieder . . . oder er machte sie wenigstens zweifelhaft und wankend . . . und . . . es kam zu keinem neuen bedrohlichen Aufstand. Die Königin sollte er von einer allenfallsigen Begnadigung abhalten.

Indeß war es Mitternacht geworden, da kam die Nachricht, daß das Parlament so eben eine Bill an die Königin gerichtet, in welcher die Grafen Essex und Southampton, als des Hochverrathes überwiesen, dem Richterspruch der furchtbaren Sternkammer zu überweisen seien.

Als Shakespeare diese Nachricht vernommen, stand er wie vernichtet. Es war ihm, als ob sich eine Weltkugel über ihn herwälze.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Sternkammer" hieß um jene Zeit der Gerichtshof, dessen Arm über die gewöhnliche Gerechtigkeit hinausreichen und alle die Fälle bestrafen sollte, welche außerhalb der Grenzen des gemeinen Richters lagen.

Schon Heinrich VIII. hatte sie eingesetzt und zu

einem Hauptwerkzeug des königlichen Despotismus gemacht. Der König war es ja, der die Mitglieder dieses obersten Gerichtshofes nach eigenem Gutdünken wählte und entließ, somit schon dadurch das Urtheil völlig nach seinem Willen und Wunsche leiten konnte. Erschien aber der König persönlich, so galt er sogar als der einzige Richter und alle andern galten nur als Räthe.

Die Sternkammer sprach auf Gefängniß, Verbannung, Tod und Leben.

Jetzt . . . sollte sie einberufen werden, die Grafen Essex und Southampton zu richten.*)

Die Königin befand sich in einem ihrer innersten Privatzimmer.

Sie hatte eben aus den Händen einer Deputation, an deren Spitze die Herzoge von Nottingham, Sir Robert Cecil und Sir Walter Raleigh standen, die Bill empfangen, die das Parlament diese Nacht unterzeichnet. Aber die hochweisen Herren ahnten es nicht, daß gerade sie es gewesen, die durch ein rasches und schlaues Handeln den Entschluß herbeigeführt, daß

*) Da sich die Herrscher Englands dieses Gerichtsinstitutes so oft als Werkzeug ihrer Unterdrückungspläne bedienten, hob das Parlament, nachdem es die volle Gewalt an sich gerissen, im Mai 1641 die Sternkammer, wie die „Hohe Commision“ auf.

zur Aburtheilung ihres früheren Günstlings die Sternkammer berufen werde.

„Ja!“ — sagte sie jetzt zu sich selbst — „die schlauen Herren sind in ihrem blinden Hasse gegen Essex in Unsere Falle gegangen. Die Sternkammer sind Wir ... und das Urtheil ist jetzt in Unserer Hand.“

„O! sie haben Uns durch das Mährchen von einem Mordversuch zu schrecken gesucht; ... haben geglaubt, Unsere alte Liebe in Haß zu verwandeln? ... Als ob ein Essex einer solchen Schandthat fähig wäre? ... fähig, Uns gegenüber!“

„Es ist wahr, Wir haben ihm gezürnt und zürne ihm noch ... als Königin. Sein unbändiger Stolz und seine Leidenschaftlichkeit haben den verwöhnten Sohn, den Günstling des Glücks, zu Handlungen hingerissen, die die Königin, die der Staat nicht vergeben kann. Er muß gestraft und gedehmüthigt werden ... sonst ist es zu Ende mit dem Gehorsam gegen Uns, mit der Achtung vor dem Gesetz ... und ... das Werk Unserer langen Regierung fällt in Staub zusammen.“

„Aber der Kopf gehört der Herrscherin und das Herz der Frau.“

„Soll ich den blutig untergehen lassen, ... untergehen in der Blüthe seines Lebens, ... in seinem vierunddreißigsten Jahre, ... der einst ...“

Elisabeth verfiel in ein langes Schweigen. Schöne

Erinnerungen, liebe Bilder zogen an ihrer Seele vorüber ... sie fühlte, daß sie, trotz Allem, Essex noch liebe.

„Ich will ihn retten! Gewiß, er wird mir's danken, und mit doppelter Treue zu mir zurückkehren."

„Die Sternkammer soll aus seinen Freunden zusammengesetzt werden. Cecil, Raleigh und Nottingham sind seine Feinde, sind Parthei, Ankläger; schon darum müssen sie ausgeschlossen bleiben ..."

„Ja, ja! so geht's!" — rief Elisabeth strahlenden Auges — „und mir bleibt immer, wenn ich erscheine, der Ausschlag."

„Der Aemter entsetzt, mag er eine Weile in seinem eigenen Palast Gefangener scheinen. Wir wollen seine Gefangenschaft ihm schon erträglich machen ... und dann ... nach kurzer Zeit, wenn er zu Unseren Füßen in Reue zerging ... dann ... dann soll ihn Unsere Gnade wieder heben."

In diesem Augenblick ließen sich eilige Schritte hören.

Elisabeth schaute erstaunt auf, ... als die junge schöne Gräfin Rutland, die jüngste ihrer Hofdamen, athemlos hereinstürzte.

Das reizende, sonst so blühende Wesen sah bleich wie der Tod aus. Ihre Augen waren weit geöffnet, die Fülle der bis auf die Schultern herabfallenden Locken

war verwirrt, ... die Kleidung in Unordnung, während die Züge des feinen Gesichts Angst und Entsetzen ausdrückten.

„Wo ist die Königin? wo ist Elisabeth!" — rief sie, alles um sich her vergessend aus.

Aber schon in demselben Momente gewahrte sie die Monarchin und lag zu ihren Füßen, indem sie zugleich im Tone der Verzweiflung um Gnade flehte.

Die Königin, im höchsten Grade überrascht, konnte nicht begreifen, was der seltsame Vorfall heißen sollte. War doch die kleine, unschuldige Rutland ihr Liebling. Was konnte die reine kindliche Seele mit der Bitte um Gnade wollen?

„Gnade?" — wiederholte daher die Königin erstaunt — „du? Gnade? für was? für wen?"

Aber die Flehende war ganz außer sich; die Kniee der Königin umschlingend, rief sie mit einer Leidenschaftlichkeit, welche Elisabeth bis dahin noch nie an ihr gewahrt — „O! ich werde nicht eher aufstehen, werde im Staub vor meiner Königin liegen, bis Majestät meine Bitte gewährt!"

„Bitte?" — wiederholte die Monarchin — „du hast ja noch gar keine ausgesprochen. Bist du närrisch, wahnsinniges Mädchen? oder was soll das? .... steh' auf!"

Aber die junge Gräfin gehorchte nicht.

„Nein! nein!" — rief sie. — „Hier will ich liegen und Ihre Kniee umfassen, bis mein Flehen und meine Thränen Ihr Herz erweichen!"

„Thörin!" — sagte die Königin — „hast du aus Unvorsichtigkeit meinen Lieblingspapagei fliegen lassen?"

„O Gott!"

„Es wäre mir leid ... aber" ...

„Mitleid! Verzeihung!"

„Du bist ein Närrchen, Rutland!" — sagte die Königin lächelnd — „komm zu dir und rede vernünftig! Was ist geschehen und was verlangst du?"

„O! ich fürchte mich, es zu sagen!" — schluchzte die Gräfin, „und dennoch muß ich!"

„So rede!"

„Mein Stillschweigen wäre Tod .... meine Strafe kann nichts Aergeres sein."

„Ich staune!"

„O versprechen Sie mir, Majestät! ... aber, du mein Gott, wie bereite ich Sie vor? ..."

„Mich? ... vorbereiten? ... Aber ich werde ungeduldig! ... was ist's?"

„Gnade, Majestät! ... Gnade! ... für Essex!"

Die Königin war zusammengefahren; aber sie glaubte sich verhört zu haben.

„Für wen?" — wiederholte sie.

„Für Essex! ... den unglücklichen Grafen Essex!"

stöhnte die Knieende. — „Retten Sie ihn! Retten Sie ihn, Majestät! Sie können es, wenn Sie wollen!“

„Für Robert Devereux, Graf von Essex?“ — stammelte die Königin noch einmal, indem sie die zu ihren Füßen liegende Gräfin groß ansah.

„Für ihn!“ — schluchzte die Arme — „sie wollen ihn richten, als Rebell verurtheilen, morden!“

„Aber wie ist mir denn?“ — fuhr die Königin fort, mit den Fingerspitzen beider Hände die Stirne berührend, als ob hier eine furchtbare Ahnung aufsteige. „Was hat denn meine Hofdame ... was hat die kleine Gräfin Rutland mit Essex zu thun?“

„Viel, Majestät! ... unendlich viel!“

„Wie?“

„Retten Sie ihn, erhabene Königin! Retten Sie den Unglücklichen! ... Ihren Essex! ... meinen Essex!“

Ein halblauter Schrei durchschnitt die Luft.

Elisabeth stand wie aus Erz. Die Augen waren aus den Höhlen getreten, um den Mund zuckte es, ihr Arm faßte den der vor ihr Knieenden mit eiserner Gewalt, ... dann sagte sie mit Grabestone:

„Ihr Essex, Gräfin?!“

„Ja!“ — stöhnte die Unglückliche, das Gesicht mit ihren Händen bedeckend. — „Gnade! Vergebung, Majestät ... Essex ist ... mein ... Gemahl!“

Die Königin stieß abermals einen halblauten Schrei aus, während ihre Hand den Arm der Rutland zurückstieß.

„Ihr Gemahl?!...“ wiederholte sie dann langgezogen.

„O Gnade! Gnade!... Ja, mein Gemahl! Ich ward dem Unglücklichen, kurz zuvor, ehe er nach Irland ging, ... im Geheimen angetraut!“

„Angetraut!“ — rief die Königin — „Essex verheirathet!?“ ...

„Erbarmen! Gnade!“ — jammerte die Gräfin im Staube. — „Wir liebten uns so innig ...!“

„Liebtet euch so innig?!“

Eine Pause entstand. Die Königin rang nach Athem, ... nach Luft ... nach Fassung. In ihren Augen funkelte ein schreckliches Feuer. Sie glich in diesem Momente einer Löwin, der man die Jungen geraubt.

Der Schlag, der sie getroffen, war zu furchtbar, zu unerwartet ... Essex, ihr Liebling, ihr Günstling, verheirathet?! ... und sie liebten sich so innig! .... So war sie, die Königin — Elisabeth von England — betrogen?! hintergangen?! getäuscht, von zwei Wesen, die sie liebte?!!!

„Gnade! Gnade!“ — wimmerte die Rutland. — „Nehmen Sie mein Leben, aber retten Sie Essex! ...

O! Sie können es ja nicht wissen . . . Sie hatten nie einen Gemahl . . . Sie ahnten nie, Mutter zu werden . . ."

„Elende!" — donnerte die Königin.

„Sie können die Martern einer zärtlich liebenden Frau nicht empfinden, die den Mann ihres Herzens, ihren ersten, ihren einzigen Geliebten zu verlieren fürchtet!"

„Unverschämte!" — rief die Königin, am ganzen Leibe zitternd. — „Heuchlerische Schlange, die ich am eigenen Busen großzog! . . . Fort! . . . aus meinen Augen! . . . du . . . bist seine Mörderin!"

Gräfin Rutland sank mit einem Schrei ohnmächtig zu Boden. Zornsprühend kehrte ihr die Königin den Rücken und schritt hastig ihrem Arbeitszimmer zu.

Eine Stunde später war die Sternkammer gebildet. Sie war durchweg aus Gegnern des Grafen Essex zusammengesetzt. — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Es war am frühen Morgen des 25. Februar 1601, als William Shakespeare mit schwererm Herzen, als sonst jemals, seine Wohnung verließ.

Er war in Sammet gekleidet, schwarz, wie die Nacht, die noch über der Erde lag. Aber schwarz war es auch in seinem Inneren, schwarz und finster und verzweiflungsvoll. Hatten doch Welt und Leben für ihn ihre Farben, ihren Glanz, ihren Werth und ihre Bedeu-

tung verloren. Ja! er war das Leben so satt und überdrüssig, daß er bereit war, es verächtlich wegzuwerfen.

Graf Essex war zum Tode, sein theurer, edler, heißgeliebter Freund Southampton zu lebenslänglichem Gefängniß im Tower verurtheilt.

Schon während der Nacht, die er außer dem Bette, in einer kaum glaublichen Aufregung schlaflos zugebracht, hatte sich seine Stimmung in einem Sonnette kund gegeben. Gestalten sich doch Schmerz und Freude in einer poetischen Seele stets zu einer dichterischen Blüthe.

Noch lag das Blatt auf seinem Schreibtische. Es enthielt folgende Zeilen:

„Nach Rast des Todes wein' ich voll Verlangen,
Müde, zu seh'n die reinste Treu verschworen,
Und dürft'ges Nichts mit heitrem Schmuck behangen,
Und das Verdienst zum Bettelstab geboren.
Und gold'ne Ehren schmählich falsch vergeben,
Und jungfräuliche Tugend roh geschändet
Und ganz entwerthet alles rechte Streben,
Und Kraft an lahmes Regiment verschwendet.
Und Kunst im Zungenzaum der Obrigkeit,
Und Geist mit alberner Censur behaftet,
Einfache Treu mißnannt Einfältigkeit,
Und Gut von Bös gefangen und verhaftet.
Von all' dem müd' . . . wäre der Tod mir lieb,
Nur daß mein Freund dann einsam hinterblieb."

Shakespeare war es noch immer nicht faßlich,

daß an diesem Morgen — noch im Dunkel der Nacht — das edle Haupt des Grafen von Essex fallen sollte.

Noch den Abend vorher war er um den Tower geschlichen, um womöglich ganz Bestimmtes zu erfahren. Seine Seele war so niedergebeugt, daß er in der That erschrak, als er plötzlich Watt, den grauenhaften ehemaligen Darsteller der Ungeheuer, nachherigen königlichen Stalljungen, nebst seinem treuen Lebensgefährten, dem häßlichen Bumble, begegnete.

Shakespeare wollte ausweichen, aber Watt ließ so leicht Niemanden entwischen, mit dem zu plaudern war und dem er von der Carrière erzählen konnte, die er und Bumble gemacht.

Aber diesmal sprang aus dem Peinlichen etwas sehr Erwünschtes für Meister Shakespeare hervor: Watt war, in Folge seiner Ungeschicklichkeit und Unbrauchbarkeit im königlichen Leibstall zum Knecht im Tower avancirt, d. h. er hatte in seiner neuen Staatsanstellung die Gänge und Höfe des Towers zu kehren und zu reinigen.

Der Gnome bildete sich nicht wenig darauf ein. Bei dem Zusammentreffen mit Meister Shakespeare aber hatte das alte Ungeheuer etwas besonders Ungeheuerliches. In seiner dumm-pfiffigen Physiognomie lag an diesem Abend ein gewisser feierlicher Stolz, der auf den ersten Anblick verrieth: Bumble und ich sind Mitwisser eines großen Staatsgeheimnisses.

Shakespeare ahnte sofort, was dies Geheimniß betraf und es kostete ihm denn auch keine Mühe, Watt zum sprechen zu bringen.

Das Ergebniß war, daß Watt dem früheren Collegen unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit vertraute: daß man im innersten Hofe des Towers ein Gerüste aufbaue.

Auf die forschende Frage: zu welchem Zweck? machte das Ungeheuer, dumm lächelnd, die Bewegung des Kopfabschlagens.

Mehr aber wußte der kluge Bursche nicht.

Shakespeare überlief es kalt. Also doch! ...

Oder ... wollte man vielleicht nur einschüchtern? den Stolzen durch das Herantreten des Todes durch Henkershand dazu zwingen: um Gnade zu bitten?

Meister Shakespeare vermochte immer noch nicht an die Möglichkeit der Ausführung jenes Bluturtheiles zu glauben.

Wußte man denn nicht, daß die Erinnerung an die Hinrichtung der unglücklichen Maria Stuart die Königin Elisabeth in manchen Stunden, und namentlich in schlaflosen Nächten, wie ein blutiges Gespenst verfolge? So, daß in den innersten Gemächern der sonst so strahlenden Majestät oft Scenen des Schreckens vorkamen, die das Herz jedes Menschen erschüttern mußten.

Freilich lag von Seiten der Umgebung der Königin ein tiefes Schweigen hierüber; aber einem Essex und Southampton waren die Sachen nicht fremd . . . und . . . das war die Quelle, aus der Shakespeare sein Wissen geschöpft.

Sollte da — trotz dieser finsteren Erfahrung — eine neue Blutthat möglich sein?

Der Freund Essex's und Southampton's, der Mann mit dem edlen Herzen und dem großen Geiste konnte es sich nicht denken.

Dennoch mußte er Gewißheit haben.

Durch Geld war bei Watt alles zu erreichen. So gelang es denn auch dem Dichter — allerdings nach langer Ueberredung — denselben gegen einige Goldstücke zu dem Versprechen zu bringen: Freund Shakespeare in der Dunkelheit des kommenden Morgens, durch ein geheimes Pförtchen in seine, an die Mauern des Towers grenzende kleine Wohnung einzulassen. Hier sollte alsdann Watt den Freund mit Kleidern, ähnlich den seinen, versehen, und unter dieser Hülle und vermittelst Ueberlieferung des Paßwortes, nach einem auf den inneren Hof gehenden Fenster bringen.

Jetzt war Shakespeare auf dem Weg dahin.

Eine halbe Stunde später . . . stand er, mit Schauer und Entsetzen auf das schwarz beschlagene, vom Scheine

einzelner Fackeln unsicher beleuchtete Blutgerüste blickend, an dem bewußten Fenster.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der „Tower!"

Wen durchrieselt es nicht leise, wenn er dies Wort hört und an jenen Ort denkt, den es bezeichnet.

Der Tower ist eine alte historisch berühmte Festung in London mit verfallenen Mauern und Gräben an der Ostseite der Altstadt, am nördlichen Ufer der Themse.

Von Wilhelm dem Eroberer zu Ende des 11. Jahrhunderts angelegt, von Späteren vielfach vergrößert und befestigt, nahm er zu jener Zeit einen Kreis von 20 Morgen ein.

In der Mitte erhebt sich der sogenannte weiße Tower, der älteste Theil dieses merkwürdigen Bauwerkes, von Heinrich III. bis zu Heinrich VIII. königlicher Palast. Thürme flankiren ihn auf jeder Ecke, während ihn alte Gebäude umgeben, die einst von königlichen Beamten bewohnt waren.

Gleich finsteren Dämonen umschweben diesen Theil des Towers die Erinnerungen an gräßliche, mit blutigen Zügen in Englands Geschichte eingegrabene Ereignisse.

Shakespeare erbebte. Gleich Phantomen stiegen jetzt bleiche Gestalten in dem Dunkel der Nacht wie aus ihren Gräbern hervor.

Wie lange war es denn, daß hier das Blut Catharina Howard's und jenes der Mutter der jetzigen Königin von England, der unglücklichen Anna Boleyn, zweiter Gemahlin Heinrich's VIII., verraucht?

War nicht hier, unter der Schreckens-Regierung Maria der Blutigen, das Haupt der schönen, noch nicht siebzehnjährigen, so ganz unschuldigen Johanna Gray gefallen, nachdem sie das ihres Gatten Guilford's durch das Beil hatte zu ihren Füßen rollen sehen? und die Herzöge von Northumberland und Suffolk das Schaffot bestiegen?

Saßen nicht hier im Tower die Prinzen Eduard und Richard von York gefangen, die auf Befehl Richard's III. erstickt wurden?

Erzählten diese finsteren Mauern nicht von der heimlichen Ermordung Heinrich VI. und George's, Herzogs von Clarence? so wie von zahllosen anderen Hinrichtungen und Gräuelthaten?

Und jetzt?

Die Glocke vom Thurm hatte eben mit schweren Schlägen die dritte Morgenstunde verkündet.

Die Sonne kam erst um Sechs; an ihrer Stelle zündeten sich jetzt, wie von unsichtbarer Hand, rings im Hofe Fackeln an, die das schwarze Blutgerüst allmälig in festeren Conturen der Nacht entsteigen ließen.

Geräuschlos tauchten sie wie Irrlichter an Gräbern, auf ... bis ihre Zahl auf Hundert gewachsen war.

Aber was bewegt sich dort? ... was blitzt dort durch die Nacht?

Ha! Hellebarden ... und ... ihre Träger! ... Sie umstellen in dichten Massen das Schaffot, ... besetzen die Treppe, die mächtig zu seiner Höhe führt.

Und nun ... welch' ernster Zug ... während die Todtenglocke ruft.

An seiner Spitze ... Sir Robert Cecil, gefolgt von den Lords Nottingham und North ... hinter ihnen der Sheriff ... und — Shakespeare's Hände pressen sich auf die Brust — .... der Henker.

Horch!

Ein kurzer Trommelwirbel.

Eine königliche Gestalt erscheint im Zug. Es ist Essex, Peer von England, vor wenig Tagen noch ... Vicekönig von Irland.

Shakespeare's Sinne drohen zu schwinden. Seine Hand stützt den Körper.

North zieht den Degen. Neuer Wirbel auf den verhängten Trommeln.

Ruhig, gefaßt, mit stolzer Haltung ersteigt Graf Essex das Blutgerüst.

Er hat mit der Welt abgeschlossen, denn er nahm

eben Abschied von seinem Freunde Southampton, und dem, was ihm das Liebste war, seiner Gattin.

Wahnsinnig geworden ... starb sie in seinem Arm.

Jetzt ist er oben. Sein Haupt hebt sich ... ein Blick unaussprechlicher Verachtung trifft seine Feinde.

„Ihr habt gesiegt" — sagt er mit fester Stimme — „doch ich vergebe Euch!" ...

Aber Cecil erhebt den Stab ... die Trommeln wirbeln, daß man nichts hören kann.

Der Graf kniet nieder. Ein Schlag ... ein Wirbel ... und Cecil's Stimme ruft:

„Robert Devereux, Graf von Essex, Peer von England ... ist nicht mehr!"

Fünftes Kapitel.

Im Zenith der Größe.

Das tragische Ende des Grafen Essex und das traurige Schicksal, das Shakespeare's edlen, hochgebildeten und liebenswürdigen Freund und Wohlthäter, Lord Southampton, getroffen hatte, der, zum Tode verurtheilt, zwar hier begnadigt, nun aber sein Leben in den düsteren Mauern des Towers verseufzte, wirkte auf Shakespeare gewaltig nach; ja beide Ereignisse griffen so tief und so mächtig in sein Herz, daß sie einen völligen Umschlag in seine Lebensstimmung brachten.

Er hatte Größe und Herrlichkeit, wie sie Welt und Leben kaum noch einmal zu zeigen vermögen, so rasch, so unerwartet und so völlig zusammenbrechen sehen, daß der donnernde Fall, der nahe genug an ihm selbst hingestreift, ihn schmerzlich in sein eigenes Innere zurückgeschreckt.

Verfolgte doch die Ungnade der gewaltigen Königin, — die, bei all' ihren Vorzügen, ein stolzes herrschsüchtiges, eifer- und rachsüchtiges Weib blieb, — selbst die

Anhänger und Freunde der beiden Verurtheilten, so daß William Shakespeare in der That schon zufrieden sein durfte, daß das Ungewitter an ihm vorüberzog, ohne ihn zu vernichten.

Das aber ... war auch Alles. Als er sich nach längerer Zeit um die erledigte Stelle eines General-Directors der Schauspiele meldete, ward sie ihm abgeschlagen und ... einem unbedeutenden Menschen übertragen. Von Gunstbezeugungen Elisabeth's konnte natürlich jetzt gar nicht mehr die Rede sein.

Auch andere trübe, ihn peinlich berührende Ereignisse gingen in dieser Zeit an ihm vorüber: seine Rosamunde zeigte sich treulos ... und ... sein Vater starb ... nach einer kurz zuvor eingetretenen scheinbaren oder doch nur oberflächlichen Aussöhnung mit seiner Familie. Nur der alten treuen Mutter gegenüber war diese Aussöhnung wahr und innig. Shakespeare's Genius konnte mit dem hausbackenen Wesen seines Weibes nicht unter einem Dache hausen, so wenig als der Adler, der gewöhnt ist, der Sonne entgegen zu fliegen, es in einem Sperlingsneste aushalten könnte. Er lebte daher nach wie vor in London, während seine Familie, — von ihm reichlich unterstützt — in Stratford blieb.

Ueberhaupt hatten sich Shakespeare's pecuniäre Verhältnisse jetzt sehr vortheilhaft geändert. Er war —

Dank dem edlen Manne, der jetzt im Tower schmachtete, aus einem armen kleinen Schauspieler ein großer angesehener Dichter, Theaterunternehmer und sehr wohlhabender Mann geworden.

Die Beweise liegen vor: so kaufte Shakespeare jetzt in Stratford das sogenannte „große Haus," eins der vornehmsten Gebäude der Stadt, vom Ritter Hugh Clopton, einem Verwandten seines leichtsinnigen Jugendfreundes. Das Haus, unter Heinrich VII. gebaut, hatte damals zwei Stockwerke, drei Giebel nach der Straße heraus und in jedem Giebel drei vorspringende große Fenster übereinander, mit Ausnahme des mittleren Giebels, der statt des untersten Fensters ein von vier Säulen getragenes Portal zeigt.

Shakespeare baute das Haus so gänzlich um, daß es auf den alten Bildern kaum wiederzuerkennen ist und mehr einem modernen Schlosse gleicht von zwei Stockwerken, hohem Dach und sieben Fenstern Front. Nur der mittlere Giebel des alten Hauses ist aus dem neuen noch einigermaßen herauszufinden.

„New-Place," wie Shakespeare das Haus nach dem Umbau nannte, stand nicht weit von seinem bescheidenen Geburtshause, dicht an der Stadthalle, und wurde später von seinen Erben bewohnt, bis ein noch späterer Besitzer, Pastor Gastrell, nachdem er, gelangweilt durch die vielen Besucher, bereits den berühmten Maulbeer-

baum hatte umhauen lassen, auch im Jahre 1759 New-Place völlig niederreißen ließ.

Als ich nach Stratford kam — sagt A. von Winterfeld — sah' ich nur noch die von Bäumen überhangene, mit einer kleinen Thür und einem Fenster versehene Mauer, welche den wüsten Platz umgiebt, auf welchem einst das Haus gestanden, in dem Shakespeare seinen letzten Athemzug aushauchte.

Von jetzt an scheint sich des Dichters Wohlstand schnell gehoben zu haben; denn im nächsten Jahr wurde er von einem Stratforder Bürger, Quincy, um ein Darlehn von 40 Pfd. Sterling angegangen, und zu derselben Zeit erbietet er sich, der Stadt Stratford Geld vorzuschießen. —

Im Jahre 1602 kaufte er 107 Morgen Land für 320 Pfd. Sterling und vereinigte den Besitz mit New-Place, und 1605 kaufte er für 440 Pfd. Sterling die Pacht der Hälfte der Zehnten von Stratford.

Auch in London, in Blackfriars, besaß er später ein Haus.

Trotz dieser günstigen Wendung seines äußeren Geschickes aber blieb der Umschlag der Lebensstimmung nach der letzten tragischen, so tief in seine Seele greifenden Katastrophe, ein eben so scharf hervortretender als bleibender.

Getrennt von seinem Freunde, verlassen von seiner

Geliebten, heimkehrend von einem blutgetränkten Schaffot, überreich an trüben Lebenserfahrungen, welchen ja kein Sterblicher entgeht, war seine Stimmung eine ernstere und düstere, als bisher, geworden, was sich von nun an auch deutlich in seinen Dichtungen ausspricht.

Die Verschwörung der Freunde noch im frischem Andenken, schuf sein gewalt'ger Geist — nicht ohne Beziehung auf jene, — jetzt den „Julius Cäsar."

Die Stunde war auch an ihn gekommen, wie er es so oft an seinen Humoristen darstellte, wo er dem leichtfertigen Gebrauche der Welt entsagte und von würdigen Entschlüssen bewegt ein neues Leben begann; das Alter trat an ihn heran, die erweiterte Kenntniß der Geschichte und die zunehmende leidige Erfahrung, die wahrlich keinen Menschen von einiger Tiefe des Charakters und der Bildung mit den Jahren heiterer, leichtfertiger und oberflächlicher stimmen. Nimmt man die Zerfallenheit mit seinem Stande hinzu und den Eindruck, den ihm die Ausartung der Bühnendichtung um ihn her machen mochte, die Rohheit des Zeitalters, die ihm in so vielen Zügen zuwider war, die launenvolle und nicht selten blutige Willkühr der Regierung, so hat man der Momente hinlänglich genug, die den Dichter bewegen konnten, in den Schacht der menschlichen Natur, in Geschichte und Individuen noch tiefer hinabzusteigen, die Geschichte weiter als er bisher gethan zurückzurollen, die Leiden=

schaften in noch größerer Stärke aufzusuchen in den Ueberlieferungen der Vergangenheit, die Stirne in nachdenklichere Furchen zu ziehen über der noch tiefsinnigeren Betrachtung der Welt und der Menschheit.

Was er indeß auch in seinen späteren großartigen Trauerspielen, im „Macbeth“ und „Lear,“ herbes und grausames schilderte... bilde sich Niemand ein, daß der Dichter das weniger gewußt und empfunden habe, als wir es empfinden; es war seine Absicht, das Harte und Gewaltige darzustellen, und seinem Zartgefühl mitten in diesen Stücken liegt immer die Grobheit, die der Stoff verlangte, dicht zur Seite. Wer Shakespeare in dieser letzten Zeit seines Lebens schwermüthig versunken glaubt und mit Wohlgefallen auf den düsteren Bildern jener Tragödien verweilen sieht, den wollen wir nicht auf die heiteren Spiele in dem Wintermährchen und dem Sturm, den wollen wir nur auf den Cymbeline aufmerksam machen, wo der Dichter die Verworrenheit der Weltbegebenheiten, ihre scheinbaren Widersprüche, Mißklänge und Unbilder recht eigentlich zur Aufgabe und zum Gegenstande genommen hat und wo er sie in eine Harmonie auflöst, die in diesem Kopfe und diesem Gemüthe jede flache Unbefriedigung, jeden schwachen Weltekel, jede innere Zerrissenheit gänzlich ausschließt und unmöglich macht.

Aber in ernster Reife stand er jetzt da, der große

Meister, und sich mit verdoppeltem Eifer dem genialen Aufschwunge seiner gewaltigen Dichterseele hingebend, trat er in die Glanzperiode seines Dichterlebens ein.

Aber, als Liebling der Götter, hatte ihm auch sogar die Weltgeschichte vorgearbeitet.

Schien doch damals alles zusammenzuwirken, um England im Zeitalter Elisabeth's zu einem Haupterben der Bildungsschätze zu machen, die Europa in den reichen Zeiten seiner Wiedergeburt im 15. und 16. Jahrhundert erworben hatte. Die Zeiten und ihre Leistungen waren das wunderbare Gegenbild von alle dem, was unsere strebsüchtige und gährende Gegenwart als ihr Eigenthümliches aufweist. Bei uns gedeiht Alles, was ohne große Menschen, ohne ausgezeichnete Naturanlage und ohne eine innige Durchbildung und geistige Concentration beschafft, was schon durch das Zusammenwirken vieler mittlerer Kräfte geleistet, oder auch durch Uebung einer einseitigen Anlage bewirkt werden kann, alle Virtuosität, alle technische Fertigkeit, alle mechanischen Künste, Alles was die Aeußerlichkeiten des Lebens, die Behaglichkeit der Existenz, die Erleichterung des Verkehrs, die Erweiterung der Bedürfnisse und die Möglichkeit ihrer Befriedigung fördert; es werden immer größere Kreise in der Gesellschaft gezogen, die theilhaft werden sollen an Besitz, an Rechten, an dem, was die Leute Glück und Bildung nennen. Aber wenn die Frage ist nach

bedeutenden Geistern, die im Staate das wahrhafte Bedürfniß zu erkennen und durch seine Befriedigung den verirrten Instinct zurechtzuweisen verständen, die in der Kirche mit dem Gewichte großer Charaktere die feindlichen Gewalten des Gemüths anfaßten an ihrer Wurzel und sie zu bannen auch nur versuchten, die in Kunst und Wissenschaft das große Beispiel begeistert aufstellten, das die wüsten Seelen und gemeinen Leidenschaften auf würdige Ziele herüberreißen könnte, die im Kriege das überwältigende Talent entfalteten, das der Menschen Bewunderung erzwingt, so erkennt man sich mitten unter so vielen ringenden Kräften des Jahrhunderts in einer furchtbaren und unermeßlichen Oede. Wie ganz anders ist die Gestalt jener Zeiten, die von den Behaglichkeiten des äußeren Lebens nichts kannten, nichts wußten von den kleinen Künsten, mit denen man in kleinen Coterien kleine Gaben entwickelt, um einen kleinen Ruhm vergänglich davon zu tragen, wo es großer Verdienste, weitleuchtender Gaben, nutzbarer Erfindungen und fruchtbarer Entdeckungen bedurfte, wenn ein Mann die schwerfälligen Wege des Verkehrs und die Ungunst von Zeit und Ort überwinden sollte, wo der Mensch daher auf Inneres angewiesen war, dort alle Kräfte schöpfen und auf sich allein stehend sich ausbilden mußte zu Leistungen, für die ein Anderer nicht einstehen konnte! Damals bildeten sich daher in einer

merkwürdigen Fülle in allen Theilen der Welt jene großen Charaktere und schöpferischen Genien, die von individuellen Kräften strotzen, deren Geistesausbrüche bald von einer Jugend und Ueppigkeit der Säfte, bald von einer Innigkeit, Bescheidenheit und Tiefe der rückgezogenen Bildung zeugen, die die Bewunderung aller Zeiten verdient.

Wie damals unter dem Zustrom griechischer Gelehrten in Italien das Alterthum erweckt ward, daß der Geist Plato's umwandelte und neue Schüler begeisterte; wie in den Niederlanden der Humanismus seine Wurzeln schlug und das große Werk der Schulumbildung begann; wie Deutschland durch seinen Reformator aus dem Schlafe geschüttelt ward, der Rom's Allmacht erschütterte und Religion und Sitte reinigte; wie die kühnen Seefahrer von Genua und Portugal die Wege nach Indien führten und die Erdräume aufhellten; wie die spanischen Conquistadoren spielend neue Reiche zu den Füßen ihrer Fürsten legten; wie Carl V. und Philipp II. Verbindung in die gebildete und ungebildete Welt brachten; wie Macchiavelle Geschichte und Staatsweisheit neu erschuf und aus seiner Schule in Italien, in Spanien, in den Niederlanden die Staatsmänner aufstanden, die dem menschlichen Geiste ein lang entbehrtes Gebiet der Thätigkeit wieder öffneten; wie Copernicus und Galilei in die Geheimnisse des Himmels drangen;

wie in Italien das Monopol der bildenden Künste Griechenland entrissen ward, Paläſtrina in der Musik ein Reformator ward, Arioſt dem Geschlechte einen neuen Begriff von Dichtung gab, in allem blickt man in eine urweltliche Schöpfungskraft des Geistes hinein, wo die Wunderwürdigkeit des Einen Genius unter der Fülle dessen, was um ihn her steht, verschwindet und wieder gewöhnlich wird. Es waren die Zeiten, von denen Bacon mit Stolz sagte, ihr Symbol sei im Gegensatz zu den bekannten Sprüchen der Alten das plus ultra, das imitabile fulmen und was über alle Bewunderung gehe, selbst das imitabile coelum, seitdem die Schiffe wie die Himmelskörper, und in verschlungeneren Bahnen, die Erde umkreisten!

Die ungeheure Bewegung aber der 150 Jahre von dem Falle Konstantinopels bis auf Shakespeare's Blüthe compromittirte in ihren Früchten und Folgen wesentlich zum Vortheile der germanischen Stämme, ihrer Staaten und ihrer Bildung, die der neueren Zeit im Gegensatz zum Mittealter Gestalt und Ordnung geben sollten. Italien erschöpfte damals den ganzen Luxus seiner inneren Kräfte, Spanien die ganze Fülle seiner äußeren Macht, ohne daß Beide zu einem wahren nationalen Gedeihen gelangten; der Druck des geistlichen und weltlichen Despotismus erstickte alle Anstrengungen des Geistes in Italien ohne Nutzen für Volk und Staat, in Spanien

umgekehrt die der nationalen Kraft ohne Nutzen für die geistige Cultur. Aber in den germanischen Norden drängten alle fruchtbaren Ergebnisse dieser Zeiten hinüber und hier entwickelten sich, unter dem Einfluß der freien Religion, freie Staatsformen und eine Bildung, die lange Dauer versprach. Innerhalb dieser germanischen Lande schien wieder Alles zu Gunsten von England allein auszuschlagen. Deutschland war zu ausschließlich auf das Werk der Reformation gerichtet, als daß nicht Staat, Kunst und Wissenschaft darunter hätten leiden sollen; die Niederlande waren in einen zu ungleichen Kampf verwickelt, als daß nicht das Aufblühen dieses Staates hätte vertagt werden müssen. In England aber schien sich unter Elisabeth Alles vereinigen zu sollen, was die früheren Zeiten in zerstreuten Völkern und Räumen vorbereitet hatten. Während in Italien und Deutschland die Blüthe der Literatur und die staatliche Macht, die Werke des Kriegs und Friedens, auseinanderlagen und Eins das Andere anschloß, traf dies in England Alles zusammen. Darum pries Bacon das Glück jener Fürstin in Einem Sinne mit Shakespeare's Heinrich VIII., unter deren Regierung das Gedeihen des Landes neben dem Elend und Unglück aller Nachbaren um desto glänzender abstach, unter der die Segnisse des Friedens und die Ehren des Krieges beisammen lagen, wo England wie ein Wall Euro=

pa's gegen die Uebermacht Spaniens stand, wo englische Heere in Irland siegten und in Belgien, Frankreich und Schottland kämpften, die Flotte an Spaniens Küsten kriegte und Seereisen um die Welt, nach Indien und der nordwestlichen Durchfahrt unternommen wurden. Elisabeth sammelte um sich die Männer, wie sie England nach Bacon's Zeugnisse vorher nicht geboren hatte; sie selbst behauptete sich in dieser Umgebung, nicht mit der Leichtigkeit, sagt Bacon, „mit der in barbarischen Jahrhunderten die Menschen wie Heerden leicht zu beherrschen sind, sondern mit den höchsten Gaben des Geistes und Charakters, ohne die in dieser hochgebildeten Zeit sich auszuzeichnen nicht möglich war." Unter diesen Männern war dieser Bacon selbst, der durch den Wust der mittelaltrigen Alchymie hindurch die Methode angab, die unsere Zeit in der Naturwissenschaft erst durchgeführt hat; unter ihnen die Spenser und Sidney, die mit ihrer Sprache und Dichtung entzückten, unter ihnen ein Raleigh, der die Kränze des kriegerischen und wissenschaftlichen Lebens zugleich davontrug, unter ihnen ein Staatsmann wie Burleigh, ein Geschichtschreiber wie Camden, Seemänner wie Howard und Drake, um von so vielen Männern eines zweiten Ranges nicht zu reden. Vielen von diesen Geistern fühlt sich wie unserem Shakespeare die Freudigkeit an, mit der sie einem so anregenden Zeitalter angehörten, das keine Stagnation

des Lebens aufkommen ließ, und einem so glücklichen Staate, wo keine öffentliche Schmach die Einzelnen lähmte, kein Glaubensdespotismus die Geister erdrückte. Der Kampf mit der Scholastik und dem religiösen Fanatismus war zwar nicht vorüber, doch stand Shakespeare mit Bacon hinter den Kämpfen mit dem Katholicismus und nach seinem Ausgange, und vor den Kämpfen mit dem Fanatismus der anderen Seite, mit den Puritanern, in einem köstlichen Augenblick der Geistesfreiheit und konnte sein Haupt frei von Vorurtheilen erheben, von denen die Zeit nach 300 Jahren noch nicht geheilt ist. Shakespeare konnte daher in seiner Dichtung schon damals dem Zeitalter das darbieten, was wir der großen Arbeit unserer deutschen Dichter des vorigen Jahrhunderts erst wieder zu danken hatten: die Unterlage einer natürlichen Empfindungs-, Denk- und Lebensweise, auf der die Kunst am reinsten gedeiht. In vieler Hinsicht war die Zeit selbst dem Dichter hierin förderlich. Sie hielt eine glückliche Mitte zwischen Rohheit und Verbildung inne; das Leben war nicht matt und farblos wie heute; die Menschen wagten noch zu scheinen was sie waren, es war noch Dichtung in der Wirklichkeit. Unsere deutschen Dichter in dem Jahrhundert der Schminke und des Puders, der Reifröcke und Perrücken, steifer Sitten, geschraubter Convenienz, verengter Gesellschaft und erfrorener Triebe,

hatten unsägliche Mühe, sich aus dieser Schwerfälligkeit und Ungestalt herauszuringen, die sie in sich selbst erst besiegen mußten, ehe sie das Bessere erkannten und verfochten. In Shakespeare's Zeit war die Natur noch nicht untergegangen; sie stand nur erst am Eingang zu diesen Verschrobenheiten falscher Civilisation, und wenn unser Dichter gegen diese beginnende Seuche zwar anzukämpfen hatte, so war er doch selber davon völlig frei und gesund. Er hatte den unermeßlichen Vortheil, mit seiner Zeit einig zu sein, und nicht zerfallen; wenn er Materie für seine Dichtung suchte, mußte er sich nicht, wie unsere Maler thun, in untergegangene Welten vertiefen, zerstörte Glaubensformen herstellen, verfallene Götter anbeten und fremde Kunstwerke nachahmen, er sog aus dem vaterländischen Boden die Kraft, die seine Dichtung unüberwunden macht. Im Mittelalter standen die Dichter in einem zu mächtigen religiösen Gemeinleben, als daß es ihnen hätte gelingen können, bei beschränkter Kenntniß von Geschichte, Raum- und Zeitverhältnissen ihre Bildung, ihren persönlichen Geist mit dem Geiste der Zeit auf gleiche Höhe zu stellen; sie rangen daher in jenen Zeiten mit zu großen Ideen, die sie nicht gestalten konnten, und das Gefühl der Unvermögenheit spricht daher aus aller mittelaltrigen Dichtung. Dies war ganz anders in dem kleinen abgeschlossenen England, wo es bei dem jungen Selbst-

gefühle des Volkes den Dichter von selber lockte, in und mit und für seine Nation zu leben, und das Bild seiner Umgebung in seine Werke herüberzunehmen. Umgekehrt ist es heute, wo die Kenntniß aller Welt und Kunst den Dichter zu sehr über Raum und Zeit hinweggesetzt, den Stoff aller Zeiten ihm zu nahe gebracht hat, als daß er sein Dichten und Trachten so eng mit einem nationalen Leben in Verbindung setzen möchte. Dies hatte die Folge, daß oft unsere besten deutschen Dichtungen nur für eine kleine Anzahl Leser waren, weil Inhalt der Zeit und Umgebung nicht mehr mit dem Dichter identisch war, weil er sich frei von ihr lossagte. Aber so war es nicht mit Shakespeare und seinem Landsmanne Bacon; sie sahen sich in williger Bescheidenheit nur als Theile in dem großen Ganzen ihrer „hochgestiegenen Zeit," und in seiner stolzesten Polemik gegen die Irrwege des Jahrhunderts erklärte Bacon, daß seine Werke mehr „eine Geburt seiner Zeit als seines Genies" seien. *)

So kam es, daß selbst die Weltgeschichte an William Shakespeare's Größe mitarbeitete.

Aber sein großartiges Schaffen war auch jetzt sein Genuß, und sein einziges Glück.

Schmerz und trübe Erfahrungen zu vergessen, stürzte

---

*) Gervinus.

er sich in die Arbeit, tauchte unter in dem Wogenschlage eines gewaltigen, stürmisch bewegten geistigen Lebens.

Die Fruchtbarkeit, mit der Shakespeare jetzt schuf, war unglaublich. In den sechs Jahren von 1598—1603 schrieb er durchschnittlich wenigstens zwei Stücke im Jahr, so daß er mit Genugthuung und freudigem Stolze auf diese Zeit zurücksehen konnte. Sie sah die Schöpfung:

Heinrich VI. in seinen verschiedenen Theilen.
Die beiden Veroneser.
Die Comödie der Irrungen.
König Richard II.
König Richard III.
Verlorene Liebesmühe.
Kaufmann von Venedig.
Sommernachtstraum.
Der Widerspänstigen Zähmung.
Romeo und Julia.
König Johann.
Wie es Euch gefällt. (Was Ihr wollt.)
König Heinrich V.
Viel Lärm um Nichts.
Die lustigen Weiber von Windsor.
Maaß für Maaß.
Othello.
König Lear.

Macbeth.

Julius Cäsar u. s. w.

So stand denn William Shakespeare jetzt in seiner vollen dichterischen Größe da, eine Sonne für alle Zeiten und alle Völker.

Sagte doch selbst unser großer Göthe von ihm:

„Shakespeare gesellt sich zum Weltgeist; er durchdringt die Welt, wie jener, Beiden ist nichts verborgen ... Er bietet, wie das Universum, das er darstellt, immer neue Seiten, und bleibt am Ende doch unerforschlich; denn wir sämmtlich, wie wir auch sind, können weder seinem Buchstaben, noch seinem Geiste genügen ... Shakespeare hat die ganze Menschennatur nach allen Beziehungen hin und in allen Höhen und Tiefen erschöpft ... Er ist ein großer Psycholog und man lernt aus seinen Stücken, wie den Menschen zu Muthe ist." Scheelsüchtige oder blasirte Krittler haben oft von der disharmonischen und gewaltsamen, über die Wahrheit und Menschenmöglichkeit hinausgehenden Compositionsweise seiner Werke gesprochen, aber hat nicht August Wilh. Schlegel Recht, wenn er sagt: „Shakespeare's fremdartigste Eigenschaften bestehen friedlich nebeneinander, in seiner kühnsten Erhabenheit ist er noch schlicht und bescheiden, in seiner Seltsamkeit noch natürlich?"

So ward Shakespeare, im Sinne des Wortes, unsterblich!

Lebt er doch auch jetzt noch, nach vollen dreihundert Jahren, unter uns fort, und zwar mit einer noch bei weitem größeren Anerkennung als selbst in seinen Tagen.

Gerade ein Jahrhundert etwa verfloß, seit Lessing zuerst als der Herold des Ruhmes jenes unsterblichen Genies auftrat, um unter seinem Banner der Nachahmung französisch modernisirter Afterclassicität den Krieg zu erklären und, wie das nicht anders zu erwarten stand, „in diesem Zeichen auch zu siegen." Vergebens erhob der vom Throne eines „Geschmacksdictator" unsanft herabgestürzte Gottsched seine zürnende Stimme. Sie verhallte spurlos in alle Winde, und das junge Menschengeschlecht lauschte entzückt und bezaubert fortan nur den Offenbarungen des neu entdeckten Dichter-Messias. Was Lessing in seinen Literaturbriefen und seiner Dramaturgie begonnen, das führte Wieland durch seine Uebersetzung der Werke des großen Mannes fort. Ueberall regte es sich nun wunderbar in den Köpfen deutscher Schriftsteller und Poeten; es keimte und drängte zum Licht, es erblühte und gab reiche, süße Frucht. Herder trat mit seinem Hymnus auf Shakespeare hervor, Göthe brach siegreich die Bahn des Commentirens und Deutens mit seinem die sieben Siegel des Hamlet-Räthsels zuerst lösenden Aufsatze im „Wilhelm Meister." In der Straßburger Dichterhalle, dem

Kreise der „Kraftgenies," erwachte ein Shakespeare-Cultus, der sich in Reinhold Lenz bis zur Carricatur verzerrte. Dazwischen setzte Eschenburg die Wieland'sche Verdeutschung fort, und Schröder in Hamburg bürgerte den Dichter seit 1776 auch auf unsere Bühne ein, freilich nach eigenen oder fremden, mehr oder minder willkürlichen Bearbeitungen.

Vollkommen Eigenthum unsrer Nation ward der große Mann endlich durch die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung und die Bemühungen der ihn enthusiastisch verehrenden Romantiker. Letztere haben ihm — das ist ihr unvergessenes, nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst — wohl eigentlich den Weg in's Herz des deutschen Volkes gezeigt und geebnet, und, einmal in dessen tiefste Tiefen niedergestiegen, hat er von demselben auch für ewige Zeiten Besitz genommen.

„Wenn bei einem Manne" — ruft Herder aus — „mir jenes ungeheure Bild einfällt: „Hoch auf einem Felsengipfel sitzend! Zu seinen Füßen Sterne, Ungewitter und Brausen des Meeres; aber sein Haupt in den Strahlen des Himmels!" — so ist's bei Shakespeare! Nur freilich auch mit dem Zusatz, wie unten am tiefsten Fuß seines Felsenthrones Haufen wandeln, die ihn — erklären, retten, verdammen, entschuldigen, anbeten, verleumden, übersetzen und lästern — und die Er alle nicht hört ... die ganze Welt ist zu diesem großen Geiste

Körper: alle Auftritte der Natur sind an diesem Körper Glieder, wie alle Charaktere und Denkarten zu diesem Geiste Züge — und das Ganze mag jener Riesengott des Spinoza-Pan, Universum heißen!"

Auch A. W. Schlegel wirft ihm einen Lorbeerkranz zu, indem er sagt: „Der tragische Titan, der den Himmel stürmt und die Welt aus ihren Angeln zu reißen droht, der, furchtbarer als Aeschylos, unser Haar emporsträubt und unser Blut vor Schauer gerinnen macht, besaß zugleich die einschmeichelnden Lieblichkeiten der süßen Poesie, er tändelt kindlich mit der Liebe und seine Lieder sind wie schmelzende Seufzer hinaufgeathmet. Die Geisterwelt und die Natur haben all' ihre Schätze in ihn niedergelegt: an Kraft ein Halbgott, an Tiefblick ein Prophet, an überschauender Weisheit ein Schutzgeist höherer Art, läßt er sich zu den Menschen herab, als wüßte er nicht um seine Ueberlegenheit, und ist anspruchslos und unbefangen, wie ein Kind."

Das war ... das ist Shakespeare in seiner Größe!

Sechstes Kapitel.

Der Ring.

Königin Elisabeth von England befand sich in ihrem Arbeitszimmer.

Der Morgen war längst angebrochen und hatte seine dichten Nebelschichten über London ausgebreitet; dennoch herrschte noch in dem Cabinet der Fürstin die Nacht vor. Vorhänge von schwerem grünem Damast schlossen die Fenster, während auf dem Schreibtische der Königin und den kleinen, von vergoldeten Cariatiden getragenen Marmortischen an den Seiten eine Menge rosenrothe Wallrathkerzen auf schweren silbernen Armleuchtern brannten.

Elisabeth war alt geworden; dennoch liebte sie es, sich und die Welt mit dem Schein früherer Kraft und jüngerer Jahre zu täuschen.

Sonst hatte sie zumeist die Morgenstunden dem Studium der älteren und neueren Literatur gewidmet, wohl auch selbst Verse geschmiedet, die dann jedesmal,

so unbedeutend sie waren, den ganzen Hof in Staunen und Entzücken setzten.

Sie versuchte auch jetzt noch diese ästhetischen Tändeleien fortzusetzen; aber ... es wollte nicht mehr recht gehen.

Die Kerzen brannten auf den Leuchtern, ... die Vorhänge blieben geschlossen, es hieß nach wie vor: die Königin studirt, beschäftigt sich mit Homer, Hesiod, Aeschylos, Sophokles, Ovid, Virgil, Tacitus u. s. w. und in der That, die alten klassischen Freunde lagen auch wohl zur Hand ... nur rührte sie Elisabeth selten mehr an.

Erschöpft von schlaflosen Nächten ruhte sie dann gewöhnlich auf dem Divan in tiefe, in ernste, oft quälende Gedanken versunken.

Mit den Tagen, von welchen man sagt: „sie gefallen mir nicht!" war in Elisabeth auch das Gewissen erwacht.

Finstere Geister stiegen oft vor ihrer Seele auf: es waren vor Allen die blutigen Schatten Maria Stuart's und jener des Grafen Essex!

Shakespeare entwarf in jener Zeit den „Macbeth."

Einzelne Scenen darin arbeitete er schon damals aus, darunter jene, mit der der fünfte Act beginnt.

„Ein Arzt und die Edelfrau treten auf:

Arzt. Ich habe nun zwei Nächte mit Euch ge-

wacht, finde aber die Wahrheit eurer Aussage noch nicht bestätigt. Wann ging sie zuletzt um?

Edelfrau. Seitdem seine Majestät in's Feld zog, sah' ich sie vom Bett aufstehen, ihr Nachtgewand umwerfen, ihr Schreibpult aufschließen, Papier herausnehmen, falten, darauf schreiben, es lesen, nachher zusiegeln und wieder zu Bett gehen; doch alles dies im festesten Schlafe.

Arzt. Große Störung in der Natur! Zugleich die Wohlthat des Schlafes zu empfangen und die Werke des Wachens thun. — Was habt ihr sie in diesem Zustande des Schlummers, außer ihren Umherwandeln und andern thätigen Handlungen, etwa sagen hören?

Edelfrau. Das, Herr, will ich ihr nicht nachsagen.

Arzt. Mir mögt ihr es, und es ist sogar dienlich, wenn ihr's thut.

Edelfrau. Weder euch, noch irgend Einem, da ich keinen Zeugen habe, meine Rede zu bestätigen.

Lady Macbeth, eine Wachskerze in der Hand, tritt auf.

Seht ihr, da kommt sie! Ganz in der gewöhnlichen Weise, und, bei meinem Leben, in tiefem Schlafe. Beobachtet sie; tretet näher.

Arzt. Wie kam sie zu dieser Kerze?

Edelfrau. Nun, sie stand neben ihr: sie hat immer Licht bei sich; so hat sie befohlen.

Arzt. Ihr seht, ihre Augen sind offen.

Edelfrau. Wohl, aber ihre Sinne sind verschlossen.

Arzt. Was beginnt sie da? Schaut hin, wie sie sich die Hände reibt.

Edelfrau. Das ist eine gewohnte Geberde von ihr, sie scheint so sich die Hände zu waschen; ich sah' sie dies schon eine Viertelstunde lang fortsetzen.

Lady Macbeth. Doch hier ist noch ein Fleck.

Arzt. Horcht, sie spricht. Ich will Alles, was sie sagt, niederschreiben, um es fester in's Gedächtniß zu fassen.

Lady Macbeth. Weg, verdammter Fleck! weg mit dir, sag' ich! — Eins, zwei; ja, 's ist Zeit, es zu thun. — Die Höll' ist finster! — Pfui, Mylord, pfui! ein Krieger und furchtsam? Wozu die Furcht, wer es wisse, wenn Niemand unsre Macht zur Rede setzen kann? — doch, wer hätte geglaubt, daß der alte Mann noch so viel Blut in sich hätte?

Arzt. Hört ihr das wohl?

Lady Macbeth. Der Than von Fife hatte ein Weib; wo ist sie nun? — Wollen diese Hände nimmer rein werden? — Nichts mehr davon, Mylord, nichts mehr davon; ihr verderbt Alles durch euer Anstarren.

Arzt. Nur zu, nur zu; ihr wißt, was ihr nicht solltet.

Edelfrau. Sie sprach, was sie nicht sollte, deß' bin ich überzeugt. Weiß der Himmel, was sie wissen mag.

Lady Macbeth. Hier ist der Blutgeruch immer noch: alle Wohlgerüche Arabiens versüßen nicht diese kleine Hand. Oh! oh! oh!

Arzt. Welch' ein Seufzer das! Ihr Herz ist schmerzlich belastet.

Edelfrau. Ich möchte kein solch' Herz im Busen haben, selbst nicht um der Würde dieses Leibes willen.

Arzt. Gut, gut, gut. —

Edelfrau. Bittet Gott, Herr, daß dem so werde.

Arzt. Diese Krankheit geht über meine Erfahrung; doch habe ich Leute gekannt, die im Schlafe wandelten und doch auf ihrem Bett in Gott verschieden.

Lady Macbeth. Wasch' deine Hände, wirf dein Nachtkleid um, schau' nicht so blaß. — Ich sage dir's noch einmal. Banquo ist begraben, er kann nicht wieder aus dem Grabe kommen.

Arzt. So ist das?

Lady Macbeth. Zu Bett, zu Bett; ich höre klopfen am Thore. Komm, komm, komm, komm, gieb mir deine Hand; was geschehen ist, kann man nicht ungeschehen machen. Zu Bett, zu Bett, zu Bett.

Arzt. Geht sie nun zu Bette?

Edelfrau. Geraden Weges.

Arzt: Viel bös Geflüster hört man: Unnatur.
In der That zeugt Unnatur in Angst: befleckt Gewissen
Vertraut dem tauben Pfühl oft sein Geheimniß.
Ihr thut mehr Noth der Priester als der Arzt. —
Gott, Gott, verzeih' uns Allen! Seht nach ihr;
Benehmt ihr alles Werkzeug, was verletzt,
Und habt sie stets im Aug'. — Nun, gute Nacht:
Mir hat sie Herz und Auge wirr' gemacht,
Ich denk' und darf nicht sprechen.

Und zu der Krankheit des Gewissens trat immer mehr die Schwäche des Körpers.

Als die Königin das letzte Parlament in eigener Person eröffnete, vermochte sie sich in dem schweren königlichen Ornat nicht mehr aufrecht zu erhalten, und würde unter demselben zusammengebrochen sein, wenn nicht einer der Großen herbeigeeilt wäre und sie gestützt hätte.

Dennoch that sie nachher, als ob sie nur ein vorübergehendes Unwohlsein befallen habe; ja sie zwang sich mit dem Eigensinn des Alters noch in alle frühere Formen und Gewohnheiten, selbst mit Gefahr des Erliegens.

Den tiefsten Schmerz verursachte ihr es aber, daß der altersschwachen Hand jetzt auch die scharf angezogenen Zügel der Regierung allmälig entglitten.

Immermehr wuchs der Widerstand des Parlamentes,

was freilich für die Regierung ihres Nachfolgers, eines auf sein göttliches Herrscherrecht übermäßig stolzen und mehr dem spanischen Despotismus in Staat und Kirche, als den englischen constitutionellen Formen zugeneigten Königs ein schlimmes Vorzeichen war. Es galt diesmal nicht der Religion, vielmehr ruhte der Streit mit Katholiken und Puritanern schon seit einiger Zeit; es galt den Rechten des freien Verkehrs, welche während der ganzen Regierungszeit der Elisabeth verletzt worden waren. Elisabeth nämlich, welcher im Allgemeinen Kargheit vorgeworfen wird, hatte, um ihre Lieblinge und die Männer ihrer nicht gerade keuschen nächsten Umgebung zu bereichern, ein Mittel ausgedacht, welches die anderen Bürger wesentlich beeinträchtigte. Sie ertheilte Einzelnen Monopole, indem sie ihnen ein von ihr selbst unterschriebenes Patent ausstellte, vermöge dessen der in demselben Genannte zur Belohnung für seine Dienste oder besser für seine angeblichen Dienste, das ausschließliche Recht erhielt, mit einer bestimmten Waare Handel zu treiben. So hatte z. B. Essex lange Zeit hindurch das Privilegium, süße Weine zu verkaufen, besessen, und der erste Streit zwischen ihm und der Königin war dadurch entstanden, daß Elisabeth ihm nach einem Zanke sein Monopol nicht erneuern wollte. Dieser Mißbrauch wurde am 20. November 1601 im Parlament zur Sprache gebracht, und erregte damals

einen heftigen Sturm, weil die königlichen Diener behaupteten, die Ertheilung solcher Monopole sei ein Prärogativ der Krone, und das Parlament habe kein Recht, der Königin, wie sie sich ausdrückten, die Hände zu binden. Beide Häuser wurden dadurch in große Aufregung gebracht, und ihr damaliges Benehmen war ein Vorspiel der Scenen, die sich nachher unter Jacob I. mit weit größerer Heftigkeit wiederholten. Das Parlament bestand nicht nur auf seinem Rechte, sondern es wollte sich auch nicht, wie es bisher gethan hatte, dabei beruhigen, daß eine bloße Bittschrift um Abhülfe eingereicht werde. Es erklärte vielmehr, jener Mißbrauch müsse unmittelbar durch einen Parlamentsbeschluß abgeschafft werden. Da nun zugleich die Bürger von London murrend die Straßen füllten und den Minister durch ihr Toben in Schrecken setzten, so faßte Elisabeth auf den Rath desselben den Entschluß, nachzugeben. Sie entsagte am 25. November durch eine Erklärung, die sie dem Sprecher des Parlaments gab, dem Rechte der Ertheilung von Monopolen. So mußte sich also Elisabeth, welche ihr königliches Vorrecht seither stets mit Starrsinn und Trotz behauptete, gerade am Ende ihrer Regierung vor dem Willen des Volkes noch beugen.

Alles dies lastete schwer auf ihr und beugte die stolze, gewaltige Frau oft tief nieder.

Auch heute war es trüb und umnachtet in ihrer Seele. Alles hatte sich gegen sie verschworen, auch die Staatsgeschäfte drückten sie nieder.

Schon seit lange hatte ein heftiger Kampf zwischen den Jesuiten und katholischen Weltgeistlichen in England zum Aeußersten geführt.

Die Letzteren nämlich gaben jenen — und zwar mit vollem Rechte — Schuld, durch ihre Verschwörungen gegen Königin und Staat und durch ihre schändlichen meuchelmörderischen Versuche gegen Elisabeth, alle die harten Verfügungen veranlaßt zu haben, unter welchen die katholischen Engländer seit der päpstlichen Bulle gegen die Königin seufzten.

In der Hitze des Streites kam nun auch dem Staatsrathe noch die Kenntniß einer neuen Verschwörung von Seiten der Jesuiten und ihrer Anhänger zu.

Die Mine flog auf ... und so hatte denn Elisabeth, nach langem Schwanken, gestern den Befehl unterzeichnet, nach welchem sämmtliche Jesuiten, bei Lebensstrafe, aus England verbannt wurden. Dieselbe Strafe war dabei gegen alle katholischen Weltgeistlichen verhängt, die den Eid der Treue zu schwören sich weigern würden.

Das Peinliche und Gefährliche dieses Regierungsaktes lastete nun noch auf ihr.

Und doch war dies das Wenigste. War es doch die

unwiderrufliche Vergangenheit, die ihren Geist mit dämonischer Macht niederbeugte.

Königin Elisabeth von England, die gewaltige Herrscherin, die ihr Volk vergötterte, vor der die größten Reiche gezittert, die alle Welt so lange angestaunt ... war ihres Lebens müde und überdrüssig.

Einsam — von künstlich heraufbeschworener Nacht umgeben — lag sie auf dem Divan; ihren Busen hoben Seufzer, ihre Augen füllten Thränen.

Sie dachte an eine blutige, längst schwer bereute That. —

Hatte sie ihren Lebensüberdruß doch erst vor wenigen Tagen dem französischen Gesandten in einer vertraulichen Unterredung bekannt. Dann war sie unter Seufzen und Thränen auf Essex's Tod zu sprechen gekommen und hatte gesagt: sie habe immer von seinem Ehrgeiz und seinem hitzigen Temperament das Aeußerste gefürchtet ... davor gebangt, daß er sich sicher noch einmal in eine Unbesonnenheit einlassen werde, die dann seinen Sturz veranlassen müsse. Oefters, während der letzten zwei Jahre, sei ihm von ihr der wohlgemeinte Rath ertheilt worden, sich doch mit ihrer weitreichenden Gunst zu begnügen ... sich zu hüten, sie mit der stolzen Verachtung zu behandeln, die er zuletzt angenommen ... besonders nicht ihren Scepter anzutasten, da=

mit sie sich nicht etwa einmal genöthigt sehe, ihn nach den Gesetzen Englands, statt nach eigenem Willen, strafen zu müssen. Aber ihr Wink, so gut und zärtlich er gewesen sei, habe sich eben leider doch nicht wirksam erwiesen, seinem Sturze vorzubeugen.*)

Dies Geständniß, was viel Wahrheit in sich schloß, ward dem französischen Gesandten; . . . aber heute . . . in dieser Stunde . . . gestand sich Elisabeth im Stillen noch Anderes.

Sie gestand sich . . . daß es, durch die Zusammensetzung der Sternkammer in ihrer Hand lag, ihn zu retten . . . daß sie ihn aber auf demselben Wege . . . gemordet habe . . . und zwar aus Eifersucht!

Ihn . . . und die arme unglückliche reizende Rutland dazu!

Die Königin drückte bei diesen Gedanken beide Hände vor das Gesicht und seufzte tief . . . tief auf.

Aber . . . was geschehen war . . . war und blieb unwiderruflich!

Alles war todtenstill rings umher . . . der strengste Befehl gebot es . . . Niemand durfte wagen, die drei nächsten Gemächer zu betreten, in dem vierten erst weilten die dienstthuenden Damen.

Die Königin trocknete sich jetzt mit einem kostbaren

*) Thatsache: „Elisabeth, ihr Hof und ihre Zeit" von Lucie Aikin.

Taschentuch die Augen; dann langte sie nach dem neben ihr stehenden Marmortisch und nahm einen Brief, der dort lag.

Es war ein Brief, den Graf Essex kurz vor dem unglücklichen Entschluß, Irland zu verlassen, an sie geschrieben hatte.

Er lautete:

„An die Königin!"

„Von einem Geiste, der mit Sorgen genährt, von einem Geiste, der durch Leidenschaften zerstreut, von einem Herzen, das durch Kummer, Gram und Plage zerrissen wird, von einem Mann endlich, der sich und alles haßt, was um ihn ist und ihn lebend erhält, — welchen Dienst kann sich da Ew. Majestät versprechen, besonders da irgend ein früherer Dienst nichts als Verbannung und Verweisung in die abscheulichste aller Inseln mit sich führt? Der Stolz, das Glück jenes Rebellen muß mich berechtigen, mich von diesem verhaßten Kerker frei zu machen, meinen verabscheuten Körper zu verlassen, und geschieht dies, so werden Ew. Majestät nicht Ursache zum Mißvergnügen über die Art meines Todes haben, da mein Leben ohnedies nie Euren Beifall gewinnen konnte."

„Glücklich, wer ihn dort kann finden,
In der Einsamkeit den Tod,
Wo ihn Lieb' und Haß nicht binden,

Wo verschwunden jede Noth!
Ruhig wird er ihn erwarten —
Unter Bäumen groß und klein,
Selbst sich bauen seinen Garten,
Selbst sich seiner Früchte freun.
Stirbt er, singt auf einer Flieder
Seines Grabs die Drossel Lieder.

Ew. Majestät verbannter
Robert Essex."*)

Als die Königin den Brief, den sie wohl schon hundert Male gelesen, beendet, ließ sie den Arm mit dem Schreiben sinken und weinte bitterlich.

Eine halbe Stunde mochte so vergangen sein, als sich in der Entfernung ein dreimaliges Anschlagen an eine Silberglocke hören ließ.

Es war das Zeichen, welches der diensthabende Kammerherr zu geben beauftragt war, wenn etwas Unaufschiebbares gemeldet werde.

Die Königin trocknete abermals die Augen, dann gab sie, nach einigen Minuten, mit der neben ihr stehenden silbernen Klingel die Erlaubniß, einzutreten.

Gleich darauf öffnete sich die Thüre und Lord Dudley Carleton, erster Kammerherr der Königin, trat unter tiefen Verbeugungen ein.

„Was giebt es, Mylord?" — frug mit leisem Tone die Königin — indem sie den Tacitus, den sie eben

*) Geschichtliches Dokument.

rasch ergriffen, als ob sie in demselben studirt habe, wieder hinlegte — „was giebt es so Wichtiges, daß man Uns in Unserm stillen Fleiße stört?“

„Majestät vergeben“ — entgegnete der Eingetretene — „die Gräfin Nottingham . . .“

Die Augenbrauen der Königin zogen sich bei diesem Namen zusammen.

„Die Gräfin Nottingham, Unsere Hofdame, entschuldigt sich über die Vernachlässigung ihres Dienstes schon seit vierzehn Tagen . . .“

„Halten zu Gnaden, Majestät!“ — versetzte der Kammerherr — „die Gräfin ist krank . . .“

„O ja!“ — sagte die Königin bitter — „sie leidet unstreitig an der Krankheit, die allgemein den Hof von England befallen hat. Wie nennt man sie doch, Mylord?“

Lord Dudley Charleton sah die Königin erstaunt an; es lag Schrecken in seinem Gesicht, . . . fast . . . als wollte er sagen: sollte es doch wahr sein, daß ihr Verstand gelitten?

Aber es war nicht an dem.

„Nun, Mylord,“ — wiederholte die Monarchin — „wie nennt man doch die Krankheit, an der Unser guter Hof von St. James jetzt so allgemein laborirt?“

„Majestät!“ — entgegnete der Gefragte mit einem Verbeugen — „lassen Sie mich bekennen, daß ich die

Frage nicht verstehe! Ich kenne außer der Gräfin Nottingham Niemand von Beachtung am Hofe, der krank sei."

„Sieh' doch!" sagte die Königin mit melancholischer Bitterkeit — „so kommt auch noch Blindheit hinzu."

„Wenn Majestät geruhen wollten . . ."

„Nun Dudley," sagte Elisabeth — „Wir wollen Euch die Krankheit nennen, da Wir Euch nicht angesteckt glauben."

Dudley Charleton verbeugte sich.

„Sie heißt Jämmerlichkeit!" rief die Königin finster.

„Aber erhabene Monarchin . . ."

„Jämmerlichkeit!" — wiederholte jene. — „Seitdem Wir der Stuart Sohn, Jakob von Schottland zu Unserem Thronerben designirt haben . . ."

Ein Seufzer hob hier ihre Brust.

Dudley wußte warum.

Elisabeth glaubte den Mord an Maria Stuart durch diese Erhebung des Sohnes der Unglücklichen auf Englands Thron vor ihrem Gewissen einigermaßen gut machen zu können.

„Seitdem Wir der Stuart Sohn, Jacob von Schottland, zu Unserem Thronerben designirt haben, müssen Wir Vernachlässigungen von dem feilen Haufen der Höflinge und selbst von Denjenigen erdulden, die

Uns ihr ganzes Leben umgaben, und die Wir mit Gnaden, mit Güte und Liebe überhäuft."

„Geruhen Eure Majestät ..."

„Redet nicht, Dudley!" — unterbrach die Herrscherin den Sprechenden — „Wir reden nicht von Euch, denn Wir glauben bei Euch auf die alte Gesinnung rechnen zu können. Aber es ist die alte Geschichte alternder Monarchen. Wie wir Uns seit des unglücklichen Essex Tod auf der einen Seite ganz in die Hände Cecil's gegeben ... o! ... er wußte es, und darum mußte der arme Essex fallen, ... so werfen sich, nach Unserer Wahl des Thronfolgers, die Undankbaren zu den Füßen des neuen Königs ... um ... ihm bei Zeiten zu huldigen."

„Vergebung, hohe Königin!" — sagte hier Carleton wahrhaft betrübt — „wenn Eure Majestät auch in Ihrer nie getrübten Weisheit leider bei dem „feilen Haufen der Höflinge" zum Theile Recht haben mögen, so doch gewiß nicht bei all' den Edlen, die Ihrem Throne nah gestanden. Wir alle hoffen, die Krone Englands noch lange auf dem Haupte ruhen zu sehen, das sie jetzt seit vierundvierzig Jahren so glorreich getragen!"

„Mylord," — entgegnete Elisabeth in tiefer Schwermuth — „das Gestirn des Tages, den wir ge-

sehen, sinkt, ... die Welt ... jauchzet der aufgehenden Sonne zu."

„England wird keine zweite Elisabeth mehr sehen!"

„Elisabeth ... ha!" — murmelte die Königin dazwischen — „wie er mich noch Beß genannt ... Elisabeth" — fuhr sie dann wieder laut fort — „sehnt sich zur Ruhe."

„Ihr Volk liegt auf den Knieen und fleht um ein langes Leben seiner vergötterten Herrscherin."

Ein trübes bitteres Lächeln flog momentan um die Mundwinkel der Fürstin, dann sagte sie scharf und schneidend:

„Vergötterte Herrscherin? O ja, es gab Zeiten, wo Uns Unser geliebtes Volk vergötterte; und, wie Wir glauben, mit Recht, denn Wir thaten für Englands Glück, was wir thun konnten."

„Wer weiß dies nicht, erhabene Monarchin!" — sagte Carleton — „und wessen Herz schlägt nicht voll ewiger Dankbarkeit für England's jungfräuliche Königin."

„O ja!" — rief Elisabeth spöttisch — „denkt Ihr noch daran, wie sich das Volk benahm, als wir jüngst in das Parlament zogen?"

„Majestät, das Volk ist ..."

The english Mercury*) brachte den Artikel: „Der Mangel in ihrer Schatzkammer nöthigte die Königin, ein Parlament zusammenzurufen. Ihr Weg in's Haus hatte etwas düsteres und deutungsvolles. Das Volk empfand noch immer den Tod ihres Günstlings; es konnte nie dahin gebracht werden, ihn als einen Verräther gegen seine Fürstin anzusehen, und so hatte es nicht Lust, ihre Ohren mit dem freudigen Zuruf zu schmeicheln, auf den die weise und herablassende Fürstin immer so hohen Werth gelegt hatte."

„Und Majestät legen auf dieses Geschmiere Werth?"

„Eine Grafschaft, ein Fürstenthum, Mylord, würden Wir darum geben," — rief die Königin in furchtbarem Ernst — „hätte Uns ein redlicher Mann, vor der Verurtheilung des unglücklichen Essex gesagt, daß das Volk so denkt! ... Aber genug, genug davon! die unwiederrufliche Vergangenheit lastet schwer genug auf Unserem Geiste! ... Was hattet ihr zu melden, Dudley?"

„Die Gräfin Nottingham ..."

„Ist sie genesen? Wir dispensiren sie von ihrem Dienst als Hofdame. Ein sonderbares Etwas drängt sich in der letzten Zeit zwischen Uns und Sie. Ihr Name schon berührt Uns peinlich ..."

„Sie liegt im Sterben."

---

*) Seit 1588.

„Im Sterben?“ — rief Elisabeth erblassend.

Es war, als ob die kalte Hand des Todes plötzlich an ihr Herz griff.

Eine Pause entstand; dann frug Elisabeth milder: „Und was wünscht die Gräfin? Sie war im Leben unsere Vertraute ... und ... Wir stehen selbst am Rand des Grabes ... da müssen Vorurtheile und Stimmungen schweigen. Was wünscht die Gräfin?“

„Majestät!“ — entgegnete Lord Carleton verlegen — „ihr Wunsch ist kühn.“

„Nun?“

„Sie liegt im linken Flügel dieses Palastes ... in ihren Zimmern ...“

„Und?“

„Sie bittet Eure Majestät ... um einen letzten Besuch ...“

„Uns? ... um einen Besuch? ... Wir sind selbst krank!“

„Sie könne nicht sterben ...“

„Warum?“

„Ein wichtiges Geheimniß laste auf ihrer Seele.“

„Ein Geheimniß?“

„Daß sie nur Eurer Majestät entdecken könne.“

„Nur Uns?“

„So sagte sie, und furchtbare Gewissensbisse schienen ihre Seele zu foltern.“

Auf Elisabeth's Wangen trat, trotz dem noch immer aufgelegten Roth — und diesem wahrhaft zum Hohn — Todtenblässe.

Das grelle Roth und die Blässe daneben machte sich, bei den hohlliegenden Augen so schrecklich, daß Lord Dudley Carleton in sich selbst zusammenschauerte.

Aber mit demselben Momente war Elisabeth die alte Energie zurückgekehrt. Es überkam sie dabei wie eine furchtbare Ahnung:

„Wir kommen!“ — sagte sie fest und die silberne Klingel rief das Gefolge.

Zehn Minuten später betrat die Königin von England, gestützt auf den Arm Lord Carletons das Krankenzimmer der Gräfin Nottingham.

Es war dunkel verhängt; nur wenige Lichter brannten.

Am Eingang gab die Königin ihrem Gefolge einen Wink, im Zimmer zurückzubleiben.

Alle verneigten sich tief . . . die Königin trat ein . . . die Thüre schloß sich hinter ihr. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Einen Augenblick herrschte tiefe Stille. Nur ein Geistlicher, der am unteren Ende des Bettes stand, betete halblaut.

Die Königin schritt leise auf das Bett zu.

Der Geistliche verneigte sich, aber er betete fort.

Die Königin faltete die Hände. Sie sah den Tod auf dem Gesicht der Nottingham.

Der Geistliche betete mit monotoner Stimme:

„Die Sünde ist die Frühgeburt der Erkenntniß und Liebe.“

„Es ist der Mensch, der nicht aufsteht, wenn Gott ihn an das Licht ruft und der in der Finsterniß liegen bleibt.“

„Es ist das thörichte oder herzlose Kind, das sich übellaunig abwendet, wenn seine Mutter ihm den Arm entgegenstreckt.“

„Es ist das Thongefäß, das vom Feuer nicht gehärtet und den süßen Lebenssaft entrinnen läßt.“

„Auch werden die Sündengefäße vom Töpfer zerbrochen und wieder geknetet und auf's Neue in's ewige Feuer gestellt, bis sie Ehrengefäße werden, welche die Tafel des Königs würdig zieren.“

„Wer erkennt, möge über das Erkannte nachdenken.“

„Die Sünde ist die Tochter der Unwissenheit oder des Irrthums; aber Unwissenheit und Irrthum sind Prüfsteine der Liebe zur Wahrheit und der Wahrheit der Liebe.“

„Die süße Freiheit unsrer Mutter und unsrer Braut hat sich uns gezeigt von Anbeginn; dann ist sie zu den Schatten des Todes geflüchtet und hat uns zu sich ge-

rufen, um zu sehen, ob die Liebe stärker in uns sei als die Furcht."

„Und der Mensch eilte zu ihr durch die Nacht dahin, und er stieß gegen den Stein, und er fiel in den Abgrund, und er ritzte sich an den Dornen des Weges."

„Doch wenn ihm der Tag endlich seine Vielgeliebte zeigt, glaubt ihr dann, daß sie ihm die Wunden vorwerfen wird, die er für sie empfangen?"

„Denn, der trotz seines Falles und seiner Verletzungen immer vorwärts geschritten, wird sie das hochzeitliche Kleid und die Ruhe in den Umarmungen der Gattin schenken."

„Aber denen, welche die Finsterniß gescheut und sich, in ihr Ueberkleid gehüllt, niedergelassen haben, und welche die egoistische Leuchte ihrer Vernunft angezündet, um sich selbst in ihrem bleichen Scheine zu bewachen, wird sich die Freiheit von ferne zeigen mit einem bittern Vorwurf wegen ihrer Feigheit und Undankbarkeit."

„Und wenn sie nicht gestorben, werden sie erwachen, wenn sie aber in den Tod des Egoismus eingeschlafen, werden sie in das große Glühfeuer geworfen, welches Gold, Silber und Erz zum Guß vorbereitet, auf daß der Tempel des Herrn geschmückt werde."

„Und ehe sie wieder aufleben, fühlen sie, daß sie an ihrer Schuld sterben müssen, und sie werden glauben, daß solches für immer geschehe."

„Aber ihre Verzweiflung selbst wird eine That der Liebe und ein Funke des Lebens sein.“

„Und dieser Funke wird keimen wie ein Samenkorn im Schooße ihrer Verderbniß und ihres Todes.“

„Und sie werden erst später und nach großem Wehe zu dem Leben der Menschheit eingehen.“

„Und ihre Geburt wird für das ewige Leben eine langsame, schwere Niederkunft sein.“

„Wenn der Töpfer arbeitet, nimmt er einen Theil Erde und knetet ihn, um daraus ein Gefäß zu bilden.“

„Doch je mehr das Gefäß seiner Vollendung entgegengeht, wirft er ein Stück von dem Thon, den er erst genommen, wieder weg.“

„Dann sammelt er alle diese Stücke und vereinigt sie mit der Masse, welche ihm zu anderen Arbeiten dienen muß.“

„So sind Diejenigen, denen nicht genug Göttliches innewohnt, daß sie das Leben im Tode fänden, welche die Freiheit nicht geliebt, weil sie nicht ihre Schönheit sahen, von dem ewigen Werkmeister, der den Menschen bildet, wieder weggeworfen worden.“

„Haben sie ein Recht zu klagen? Nein, denn der Werkmeister verfügt nach Belieben über seinen Thon: sie leiden nicht den Raub des Seins, denn man kann nicht vermissen, was man nicht kennt.“

„Jene, welche an der Sehnsucht nach dem Leben lei-

den, haben schon das Leben, das in ihnen wirkt, um sich vom Tode zu befreien."

„Aber wahrlich, ich sage euch: Nichts von dem, was der himmlische Werkmeister Anfangs wegwirft, soll verloren sein."

„Denn er arbeitet ohne Aufhören, und jedes Werk wird zur bestimmten Zeit fertig."

„Aber wie der Töpfer an das Gefäß klopft, das er aus dem Feuer zieht, um zu wissen, ob es gerathen, so prüft Gott den Menschen mit der Furcht und dem Schmerz."

„Hält das Gefäß, so freut sich der Töpfer und spricht: das Gefäß hier habe ich gemacht."

„Hält ein Mensch, so streckt ihm Gott freudig den Arm entgegen und sagt: Ich habe ein freies, erkenntnißvolles Wesen gezeugt, wie ich bin."

„Aber Alles, was zerbricht, wird in die träge Masse zurückgeworfen, aus welcher der Geist nach einander die Pflanzen, die Thiere und die Menschen zieht."

„Und Nichts von dem, was noch nicht existirt, kann dabei leiden."

„Und Alles, was existirt, leidet nur, um Glück zu erzeugen."

„Nun aber existirt vor Gott die Sünde nicht: denn das Böse ist die Aufhebung des Guten, und nur das Gute existirt."

„Das Böse existirt nur in unserer thörichten Einbildung, weil wir nicht wissen, daß Alles, was uns schlecht erscheint, ein Gut ist, welches mit Mühe das Licht der Welt erblickt.“

„Ein Uebel ist die Schwäche, die Unwissenheit, das unendliche Elend des neugebornen Kindes, und gleichwohl gehen aus diesem Uebel später alle Güter des menschlichen Lebens hervor.“

„Die Sünde ist der Fall des Neugebornen, und seine Mutter hebt es ohne Zorn wieder auf, denn sie weiß wohl, daß es noch nicht laufen kann.“

„Amen!“

Die Sterbende wiederholte leise:

„Amen!“

Der Geistliche verneigte sich tief vor der Königin und trat ab.

Eine ängstliche Pause folgte; ... die Gräfin rang sichtbar nach Kraft und Fassung.

Elisabeth durchschauerte es kalt. Stand nicht auch ihr diese Stunde nahe bevor?

Es reute sie jetzt hieher gekommen zu sein.

Aber die Enthüllung eines wichtigen Geheimnisses auf dem Todtenbette ... und von einer Frau, die ihr so nahe gestanden?

Sie war es der Krone schuldig ... es konnte das Wohl Englands betreffen!

Es konnte ...

„Mylady!“ — sagte die Königin jetzt mit ungewöhnlich milder und gedämpfter Stimme — „Eure Königin steht vor Euch!“

Aber so mild die Worte auch gesprochen waren, sie schienen auf die Sterbende den Eindruck gemacht zu haben, als künde ihr ein Posaunenstoß das jüngste Gericht.

Ihre Züge verzerrten sich zu einem erschreckenden Ausdruck von Angst.

Die Augen starrten entsetzt auf ... der Mund bewegte sich wie zum Sprechen ... aber der Ton versagte.

„Ihr habt Uns zu sprechen gewünscht,“ — fuhr die Königin fort — „um Uns ein wichtiges Geheimniß anzuvertrauen.“

Die abgezehrte Hand der Sterbenden fuhr ängstlich nach der von kaltem Schweiß bedeckten Stirne.

„So ist es!“ — stammelte die Leidende — „Dank Eurer Majestät für die Gnade ...“

„Keine Anstrengung Nottingham!“ — fiel die Monarchin ein. — „Wir bedauern von Herzen, Euch so zu finden.“

„Um Gottes Willen!“ — stöhnte die Gräfin — „keine Güte! ... nur jetzt nicht! ...“

„Wie?“

„Ich verdiene sie nicht!“

„Unsere Nottingham war stets ein Muster der Tugend!“

„Oh!“

„Und nie hatten Wir uns über sie zu beklagen.“

„Oh! oh!“

„Wenn der Dank Eurer Königin für Eure Treue und Ergebenheit Euch in dieser Stunde beruhigen kann ...“

Aber die Königin brach hier plötzlich ab.

Die Gräfin war sich bei den letzten Worten der Fürstin mit beiden Händen in die Haare gefahren, die sie sich jetzt in wilder Verzweiflung ausraufte.

„Was soll das?“ — frug die Königin entsetzt.

„Fluch mir! Fluch mir!“ — stöhnte die Gräfin.

Elisabeth trat einen Schritt zurück und sah sich nach Hülfe um.

„Nicht! ... nicht!“ — flehte jene.

„Aber ...“

„Das Geheimniß! ... das unselige Geheimniß!“

Die Königin fand sich wieder; aber ihre Stirne umdüsterte sich.

Allem Anschein nach mußte sie auf etwas sehr Schlimmes gefaßt sein.

„So sprecht es endlich aus!“ — sagte sie jetzt streng.

„Oh! ... es wird ... mir so schwer ..."

„Wir befehlen Euch zu sprechen, Gräfin!"

„Aber ..."

„Zur Sache!"

„Ich kann nicht ruhig sterben!"

„Also denn! ..."

„Ihr werdet mir fluchen, Majestät!"

„Die Sünde ist die Frühgeburt der Erkenntniß und Liebe!" — wiederholte die Monarchin aus dem Gebete des Geistlichen, das kaum hier verstummt war.

„Liebe! ... Liebe! ..." stöhnte die Gräfin — „aber die verschmähte Liebe ... gebärt ... den Haß ... die Rache ...!"

Elisabeth's Stirne ward immer finsterer.

Es überkam sie das bange, lähmende Gefühl, das man empfindet, wenn ein schweres Gewitter naht; zugleich aber riß auch ihre Geduld.

„Zur Sache jetzt!" — sagte sie gebietend.

Die Sterbende deutete auf einen Ring, der auf dem Tische an ihrem Bette lag.

Die Königin ergriff ihn.

„Erkennen ihn, Majestät?" — frug die Nottingham mit dem Ausdruck unaussprechlicher Angst.

Die Königin schaute ihn ruhig an.

Es war ein einfacher Diamantring mit emaillirter Platte.

„Nein!" — sagte Elisabeth. — „Wir entsinnen uns

nicht, ihn je gesehen zu haben. Bei all' den Ringen, die Uns im Leben durch die Finger kamen, ist es schwer, einen einzelnen wiederzuerkennen."

Plötzlich stieß die Königin einen Schrei aus.

Sie hatte zufällig leise auf die eine Seite der Steine gedrückt ... er sprang auf ... und ... ihr Miniaturbild, kaum eine Linse groß, erschien.

Es zuckte wie ein Blitz durch ihre Seele.

Ein Zittern erfaßte ihren ganzen Körper ... Todtenblässe deckte ihr Gesicht ... die Augen, bisher fast erloschen, funkelten, wie die einer Löwin ... während sie entsetzt rief:

„Unselige! wo habt Ihr diesen Ring her?"

„Von Essex!" — stammelte die Sterbende mit schwindenden Kräften.

„Und wann? ... wo? ... gab er ihn Euch!"

„Zwölf ... Stunden ..."

„Nun?!"

„Vor seiner Hinrichtung ..."

„Und für wen?"

„Für Eure Majestät ... er sei ... ein Zeichen ... Eurer ewigen Gnade ... das Ihr ihm in ... einer heiligen Stunde gegeben ... ehe er nach Cadix ging ..."

„Gott! Gott!" — schrie die Königin auf — „und ich hatte ihm mit meinem königlichen Wort versprochen,

daß ich ihm bei Rückgabe dieses Pfandes seliger Stunden, wenn er je in Ungnade gefallen, vergeben, ihn retten wolle ... und wenn es sein Haupt gelte!"

„Barmherzigkeit! Gnade! Vergebung!" — stöhnte die Gräfin.

„Unglückselige!" — rief die Königin — „und warum gabt Ihr mir diesen Ring nicht. Sein edles Leben ... Unsere Gewissensruhe hing daran ..."

„O Gott!"

„Redet, bei Unserem Zorn!"

„Weil ... weil ..."

Es war fast wie Irrsinn, der jetzt aus den Augen der Sterbenden sprach, während ihre Finger unruhig auf der Decke des Bettes hin und her zu greifen begannen.

„Redet!" — donnerte die Königin.

„Weil" — stöhnte Gräfin Nottingham — „ich ... aus Haß ... und Rache ... seinen Tod ... wollte!"

„Aus Haß und Rache?" — rief Elisabeth, sich nicht mehr kennend — „und darum machtet Ihr Uns zu seiner Mörderin? Was hat der Edle Euch je gethan? Aus welchem Grund habt Ihr ....?"

„Aus ... verschmähter Liebe!" — stöhnte die Unglückliche.

Ein neuer Schrei der Königin durchzuckte die Luft; dann — von Schmerz und Zorn überwältigt — schüt-

telte die Königin die sterbende Gräfin an beiden Achseln und rief mit einer Heftigkeit, die selbst das im Vorzimmer harrende Gefolge erbeben machte:

„Unglückselige! Gott möge Euch vergeben ... Wir ... können es nicht!"

Und damit drehte sie sich um, und floh aus dem Zimmer.

Zehn Minuten später war die Gräfin unter Krämpfen verschieden.

Siebentes Kapitel.

Die Schatten des Todes.

Vier Wochen waren seit der unseligen Scene zwischen der Königin Elisabeth von England und der Gräfin ~~Rutlan~~d vergangen. (Notingham)

Der Tod hatte in jener Stunde die Augen der Gräfin zugedrückt; ... jetzt ... stand er vor dem Lager der Königin.

Ganz London war in Bewegung, — ganz England trauerte, — die Welt richtete mit ernster Spannung ihre Blicke auf dies große, auf dies gewaltige sinkende Gestirn.

Der Palast Ihrer Majestät war die Tage über von theilnehmenden Volksmassen umlagert ... in ihm selbst herrschte eine unheimliche Oede und Stille. Er glich einem ungeheuren weitgeöffneten Grabe.

Nur in und vor der großen St. George-Halle zu gleicher Erde, nahe dem Haupt-Eingang, zeigte sich eine bedeutende, wenn auch geräuschlose, Bewegung.

Zwei königliche Leibwächter mit ihren Hellebarden

standen hier an der mächtigen Thüre, deren schwere Flügel von Eichenholz weit aufstanden.

In der Mitte der Halle selbst befand sich ein riesiger Tisch, auf dem vier kolossale Bücher lagen, bedeckt mit Namen und Titeln, welche Diejenigen einschrieben, die sich hier nach dem Befinden Ihrer Majestät erkundigten, über welches vier Cavaliere, in den vier Ecken der Halle stehend, Auskunft gaben. Wer nicht schreiben konnte, ließ seinen Namen durch den bei jedem Buche stehenden königlichen Schreiber einzeichnen.

Schweigend und ernst bewegten sich die Massen hinein und heraus. Es war Londons Aristokratie und höherer Bürgerstand.

Eben jetzt nahte sich der Thüre der Halle auch ein edel aussehender stattlicher Mann.

Die ritterliche Tracht von schwarzem Sammt mit den Puffen von gleichfarbigem Atlas, der Hut mit der weißen Feder, der breite Spitzenkragen, der spanische Mantel und Degen kleideten ihn trefflich.

Es lag dabei etwas Edles, Mild-Ernstes in diesen Zügen, während die hohe, schön geformte Stirne und die großen seelenvollen Augen einen gewaltigen Geist kund gaben.

Der Mann war Sir William Shakespeare, der, jetzt so berühmte Dichter.

Auch er kam ... Näheres über den Zustand der Königin zu hören.

Größe hat immer Achtung vor Größe, ... auch wenn Schatten und Schwächen nicht verkannt werden.

In demselben Augenblick, in welchem Shakespeare sich der Thüre der St. Georg-Halle näherte, wich die sich vor ihm her drängende Menge etwas zurück, da, gefolgt von mehreren Edelleuten und Dienern, Sir Robert Cary aus dem Inneren des Palastes herkam und, mit ernstgefurchter Stirn, auf den Ausgang des Palastes zuschritt.

Sir Robert Cary, war ein Vetter der Königin, und von Berwick angekommen, um seine königliche Verwandte noch einmal vor ihrem Tode zu sehen.

Als er jetzt Sir William Shakespeare erblickte, ging er auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

Cary hatte schon vor Jahren den Schriftsteller öfter bei dem Grafen Southampton getroffen, und da auch er, wie der edle Southampton, ein großer Verehrer der Poesie und Schauspielkunst war, so hatte er Shakespeare lieb gewonnen und achten gelernt.

Die Begrüßung war denn auch wirklich eine herzliche, wenn auch der Ernst des Momentes ihr jede Freudigkeit abstreifte.

Nach den ernsten Worten winkte Sir Robert

Cary den so unerwartet wiedergefundenen Genossen schöner und heiterer Stunden zur Seite.

„Tretet mit mir auf einen Augenblick in das nächste Zimmer, Meister Shakespeare!“ — sagte er dabei gutmüthig, denn Stolz kannte ein so verständiger und fein ausgebildeter Mann, wie Cary, nicht. — „Hier in dem Gedränge läßt sich doch kein ruhiges Wort wechseln, und ich habe einige Fragen an Euch zu stellen!“

Shakespeare gehorchte gern, während das Gefolge auf dem Corridor blieb.

Als sich die Thüre hinter beiden geschlossen, sagte Cary:

„Es freut mich, Meister Shakespeare, eben aus Euerem eigenen Munde gehört zu haben, daß es Euch wohl ergehe; daß Ihr fleißig seid, weiß ich, denn Ihr habt gar viel des Herrlichen geschaffen, seit wir uns nicht mehr gesehen.“

„Wäre nur nicht so viel des Herrlichen seit jenen schönen Tagen untergegangen!“ — meinte der Dichter mit dem Ausdruck des Schmerzes in den Zügen. — „Mein äußeres Schicksal hat sich, Dank der Güte edler Freunde! ... Dank namentlich dem Edelsten der Edlen, Dank Southampton! freundlich auferbaut; aber der Mensch bedarf mehr als Brod. Auch das Herz will

leben ... und ... das haben sie uns zum Bettler gemacht."

„Ja!" — sagte Cary — „es ist Manches geschehen, wovon es besser wäre, es hätte das Licht der Welt nicht gesehen."

„Und was man, wie es heißt, jetzt schwer bereut."

„So ist's!"

„Wenn Reu', zu spät gekommen, nur nicht ..." — Shakespeare hielt inne, er besann sich, wo er war und mit wem er sprach; überspringend sagte er dann:

„Wie lästig, schal' und flach und unersprießlich
Scheint mir das ganze Treiben dieser Welt!
Pfui d'rüber! pfui! Ein wüster Garten ist's,
Der ganz in Samen schießt; nur üpp'ges Unkraut
Erfüllt ihn! Daß es dazu kommen mußte!"

„Ja! — wiederholte Sir Robert Cary düster — „daß es dazu kommen mußte!... Aber wie steht es mit unserem werthen Freunde Southampton."

„O!"

„Daß er noch im Tower weilt, weiß ich!"

„Welch' Schicksal für diesen herrlichen Menschen, lebendig in des Grabes Nacht gebannt zu sein!"

„Mir schaudert!"

„Beraubt der Freiheit, dieses hohen Gutes, das Niemand mehr zu schätzen wußte, als er selbst!"

„Und auch zu würdigen, zu genießen! Welch' wun=

derbar schöne Stunden verlebte man bei ihm!" — rief Cary, und seine strahlenden Augen zeigten, wie er in der Erinnerung schwelge.

„Welch' ein Verbinden war's, von sinnlichem und geistigem Genuß!" — setzte Shakespeare hinzu — „von freud'gem Ernst und ernster Freudigkeit, von Scherz und Witz und Laune und doch auch wieder von Fragen an die Tiefe des Geistes, an die Ewigkeit gerichtet!"

„Und der Mann ...

„Schmachtet jetzt seit ...

„Still!"

„Und ich, Sir Robert, stand am Blutgerüste, als das Haupt ..."

„Sprecht nicht davon; die Todten sind nicht wieder wach zu rufen; aber das Grab des Towers kann sich wieder öffnen."

„Glaubt Ihr?! — rief Shakespeare — „o! das wäre mein glücklichster Tag."

„Hat man nie versucht, die Königin für Southampton milder zu stimmen?"

„Versucht ward's oft; allein vergebens ... Ihre Majestät wollte den Namen nicht einmal hören."

„Und auch Ihr, Meister Shakspeare, saht den Unglücklichen nicht mehr?"

„Sir Robert Cary," — Ihr könnt mir glau=

ben, daß ich meinen Freund, meinen Wohlthäter mein zweites Ich, wenn ich so sagen darf, nicht vergessen."

„Ich glaube es."

„Was nur in Menschenkräften stand, ward versucht, um Zutritt zu dem Tower mir zu schaffen: List, Schmeichelei, Bestechung, Geld in Menge . . ."

„Und doch nicht?"

„Ein Satan, Namens Gount, ist Kerkermeister."

„Und der ist unzugänglich?"

„Unzugänglich! Nur ein Sonnet von mir fand hie und da den Weg zu ihm. Mir war das Herz oft am Zerspringen."

„Geduld!" — sagte Sir Robert hier — „die Dinge haben sich geändert, vielleicht gelingt's, die Königin zu seiner Freilassung zu bestimmen!"

„O!" — rief Shakespeare — „wenn das möglich wäre! Wie aber steht es denn bei Ihrer Majestät? den Gerüchten ist nicht zu trauen ... sie sind und lauten so wunderlich ... aber Ihr, Sir Robert Cary, der Vetter der erlauchten Frau, ihr seid sicher auf das genaueste unterrichtet."

„Leider, ja!" — entgegnete Cary — „es steht so schlimm, als es nur stehen kann. Als ich, vor wenig Tagen von Berwik an den Hof kam, fand ich die Königin schon sehr unwohl. Sie hielt sich in ihren Pri=

vatzimmern; als sie indeß von meiner Ankunft hörte, sandte sie nach mir."

„Also ist's gelogen, daß sie von Sinnen sei!"

„Hört nur! Ich fand sie in einem ihrer Zimmer auf niederen Kissen sitzend."

„Auf Kissen?"

„Ja! sie geht um keinen Preis der Welt zu Bett. Man sagt, sie fürchte, wenn sie einmal krank zu Bett liege, nicht wieder aufzustehen. Andere behaupten ..."

„Nun?"

„Eine innere Unruhe ... wilde, phantastische Träume im wachen Zustand ..."

„O Essex, deine Manen rächen dich!" — rief Shakespeare.

„Als mich die Königin sah," — fuhr Sir Robert Cary, rasch einfallend fort — „winkte sie mir. Ich küßte ihre Hand und sagte ihr: daß es mir zur besonderen Glückseligkeit gereiche, sie gesund und wohl zu sehen. Da blickte mich Elisabeth mit einem Ausdruck tiefen Schmerzes an und sagte: „Nein, lieber Robert, ich bin nicht wohl! Mein Herz ist unendlich schwer und trüb ... und ... eine schwere Eisenfaust ... zieht mich hinab." Thränen und Seufzer erstickten dabei ihre Stimme, ... ein Vorkommniß, daß mich um so mehr erschütterte, als ich sie nie in ihrem Leben —

außer bei dem Tod der Königin von Schottland — so gesehen."

„Beim Tod der Königin von Schottland ...!" — wiederholte Shakespeare in seltsamem Tone.

„Es versteht sich von selbst, daß ich meine königliche Verwandte zu trösten suchte!" — fuhr Sir Cary fort — „allein ich fand bald, daß das Uebel zu tief im Herzen sitze."

„Und wann war dies?"

„Am letzten Sonnabend."

„Die Königin befahl dann noch, daß die große Kapelle in Stand gesetzt werden solle, damit sie am andederen Morgen dem Gottesdienst beiwohnen könne."

„Noch ward kein Gebet zum Schlüssel eines Grabes!" — sagte Shakespeare finster.

„Am Sonntage war alles bereit," — fuhr Cary fort — „und wir warteten lange auf der Königin Ankunft. Nach elf Uhr aber kam einer von den Bedienten und ersuchte uns ... in der Privatkapelle zu warten, Majestät wolle nicht in die große gehen."

„Sie fühlte sich wohl zu schwach."

„Auch hier wieder harrten wir lange auf ihr Erscheinen, als sich endlich die Thüren ihres Zimmers öffneten. Man hatte Kissen an dieselben gelegt ... und ... auf denselben halb liegend, halb sitzend, von ihren Damen unterstützt ... hörte die Königin, wie es mir

schien, in tiefer Zerknirschung, den Gottesdienst mit an!"

„O!" — rief Shakespeare — „wie schmerzlich, Größe so kranken ... so in sich selbst zusammensinken zu sehn! Seh' ich des Daseins Wechselgang und Schranke; das Dasein selbst dem Untergang geweiht, ... kommt mir bei den Ruinen der Gedanke: dem Größten selbst wird Tod durch Raum und Zeit!"

„Mein lieber Meister Shakespeare!" — sagte Sir Robert tiefbewegt, — „glaubt mir, daß auch mich der Anblick bis in das Mark der Seele erschüttert hat. Was auch hie und da ihre Schwächen verschuldet ... Elisabeth von England steht groß da!"

„Man wird ihr Zeitalter nach ihr benennen! — Wie aber ging's seitdem?" — frug der Dichter.

„Von jenem Tage an, ward sie immer schlimmer und schlimmer. Die letzten vier Tage brachte sie fast regungslos auf ihren Kissen zu. Die Nächte sollen schrecklich sein."

„Wie so?"

„Ich mußte geloben, hierüber zu schweigen."

„Und die Aerzte?"

„Geben ihr nur noch wenige Tage.

„Und giebt es kein Mittel?"

„Sie nimmt keine Arzeneien."

„Und richtet sie kein Trost auf?"

„Elisabeth verharrt sprachlos."

„Sprachlos?" — rief Shakespeare entsetzt.

„Anfangs aus Schwäche ... jetzt aus freiem Willen; ... denn bei ihren nächtlichen Phantasien hört man sie oft sogar aufschreien."

Eine Pause entstand. Das Tragische, das in diesem traurigen Ende eines so großen, gewaltigen und mächtigen Lebens lag, imponirte Beide.

Endlich sagte Shakespeare:

„Wie sollte da eine Hoffung für unseren armen Freund Southampton vorhanden sein!"

Sir Robert Cary sah sich um, ob Niemand sie hören könne, dann versetzte er leise:

„Doch! wenn es gelänge, sie an Southampton zu erinnern."

„Das würde das Uebel mehren."

„Und ihr unter die Hand legte, daß seine Befreiung aus dem Tower eine Art Sühne für Anderes werden könne."

„In der That ... aber ... wie dies anfangen?"

Sir Robert Cary sah Shakespeare ernst an, dann sagte er:

„Habt Ihr Muth, etwas für Southampton zu wagen?"

„Sir!" — rief der Dichter — „welche Frage?"

„Auch wenn die Kühnheit Euer Leben kosten könnte?"

„Auch dann mit Freuden!“

„Nun!“ — rief der Vetter der Königin — „dann folgt mir, Meister Shakespeare, vielleicht entringt sich aus dieser Nacht Leben und Freiheit für den Freund!“

Achtes Kapitel.

Der Tod der Königin Elisabeth.

Nacht herrschte in dem Krankenzimmer der Königin; nur eine einzige, grünverhängte Lampe warf ihren düstern Schein über die Gegenstände ringsumher.

Es waren Dinge gewöhnlicher Art, allerdings von königlicher Pracht: Sessel, Tische und vor Allem ein Bett, das freilich an Kostbarkeit ein zweites suchte.

Es war von reicher und ungemein künstlicher Schnitzarbeit, den Sieg der englischen Flotte über die spanische Armada vorstellend; ganz vergoldet und von einem Betthimmel aus schwerem grünem Damast überragt, den oben eine vergoldete Krone hielt, und dessen Seiten breite goldene Franzen zierten. In den hinteren Theil dieses Betthimmels waren die Wappen von England und Irland mit Goldfäden und Perlen künstlich eingewoben.

Köstlicher noch zeigte sich das Bettzeug selbst, das an Weiße und Feinheit dem frisch gefallenen Schnee

glich und mit Spitzen von ungeheuerem Werth garnirt war.

Indeß so ... prachtvoll auch dies Lager ... jetzt ... stand es leer, denn die Eigenthümerin desselben, Elisabeth, Königin von England und Schottland, befand sich, wie bereits seit längerer Zeit, außerhalb des Bettes.

Halb sitzend, halb liegend, von zwei ihrer Kammerfrauen gehalten, nahm sie die seidenen Kissen ein, die man mitten in dem Zimmer auf dem Fußboden ausgebreitet.

Sie war vollständig angekleidet; aber das Haupt hing ihr auf die Brust; die Arme lagen schlaff auf den Kissen; der Busen hob sich mühselig und nur die Augen rollten mit unheimlicher Beweglichkeit in ihren tiefen Höhlen hin und her.

Elisabeth's ganze Erscheinung war fast nicht mehr zu kennen, so hatte sie seit jener Entdeckung mit dem Ringe abgenommen. Aengstlicher noch war die Abnahme ihres sonst so starken und männlichen Geistes, der, namentlich in den Nächten, oft in wilder fieberhafter Phantasie abschweifte, bis er, wie gelähmt und gebrochen, in Apathie zusammenbrach.

Neben den Kammerfrauen, die sie in ihrer halb sitzenden, halb liegenden Stellung hielten und unterstützten, umstanden die Leidende noch mehrere Dienerinnen mit Salzen und stärkenden Wassern; aber die Kö-

nigin schien nichts von ihnen zu wollen, mit heftiger Geberde winkte sie ihnen, jetzt abzutreten.

Die Dienerinnen gehorchten. Elisabeth war mit ihren zwei vertrauten Kammerfrauen allein.

Nichts regte sich, kein Laut ließ sich hören, außer dem Stöhnen und Seufzen der Kranken. Der matte Schein der Lampe zeigte dabei die seltsame Gruppe in abenteuerlichem Lichte.

Plötzlich fuhr die Königin zusammen.

„Still!“ — murmelte sie — „still! er ist's!“

Sie schien zu lauschen.

„Ja! . . . ja!“ — fuhr sie matt fort, — „Wir kennen diesen Tritt. Wir haben ihn oft gehört, am Tage .. und oft des Nachts . . . und selbst wenn er leise war, so klang er fest, sicher und stolz!“

Sie lauschte wieder.

„Mary!“ — flüsterte sie dann — „sind Wir allein? Kann Niemand erfahren . . . daß er zu Uns kommt?“

„Wenn's Eurer Majestät gefällt,“ — sagte die eine der Kammerfrauen, — „sind wir allein und Niemand . . .“

„St! er ist schon an der Thüre!“

Schweigen trat ein.

„Mein Robert!“ — hauchte jetzt die Königin mit Zärtlichkeit.

„O! nicht zu Füßen, . . . wie all' das Menschengewürm . . . komm . . . in meine Arme . . .“

— — — — — — — — — — — — — — —

„Nein! nein! jetzt sind Wir nicht deine Königin ... jetzt ... sind wir ein liebend Weib!"

— — — — — — — — — — — — — — —

„O! wie du schwörst! ... soll ich den Schwüren deiner Liebe glauben?" — — — — — — — — —

„Eh' kehrt um Mittag sich der Tag in Nacht
„Und mitternächtig Dunkel wird zu Sonnenhelle,
„Eh' du zu meinen Füßen Meineid sprichst?
„Und mir den Schwur der ew'gen Treue brichst?"
„O süßer Mann ... wie lieb' ich!"

— — — — — — — — — — — — — —

„Nein! du allein hast meine Gunst!"

— — — — — — — — — — — — — —

— „Fürchte sie nicht: Burleigh, Raleigh und Cecil nicht. Es sind Staatsmänner, deren Dienste ich nicht missen kann! ... Laß mich! ... laß mich! ... oh! ..."

— — — — — — — — — — — — — —

„Du toller Mensch!"

— — — — — — — — — — — — — —

„Nach Cadix?"

— — — — — — — — — — — — — —

„Immer neue Pläne! Aber sie sind gut, Ehrgeiziger ..."

— — — — — — — — — — — — — —

„Man wird dich in deiner Abwesenheit nicht verläumden."

— — — — — — — — — — — — — —

„Dann sind Wir da, die Königin!"

— — — — — — — — — — — — — —

„Du willst ein Pfand? ... den Ring von meinem Finger? ..."

Plötzlich stieß hier die Königin einen Schrei aus und fuhr mit beiden Händen nach der Stirne. Die Augen wurden weit und starr ... die Haare sträubten sich! —

„Den Ring! den Ring!" — schrie sie dabei — „wo ist der Ring, den ich Essex gab, ... als Pfand meiner Gnade gab, als er nach Cadix ging? ... Gräfin Nottingham, den Ring! den Ring!"

„Majestät," — sagte jetzt leise die eine der Kammerfrauen — „hier ist der Ring. Majestät tragen ihn seit einigen Tagen an einer goldnen Kette um den Hals."

„Um den Hals?! ... um den Hals?!" — wiederholte die Kranke — „warum ... um den Hals? .... Thorheit! er gehört Mylord Essex ... dem edlen Grafen, dem tapfern Feldherrn, dem Sieger von Cadix, dem schönsten Mann in Unserm Reich."

Sie hielt inne.

„Aber wie denn?" — fiel sie sich jetzt selbst rasch und ängstlich in das Wort — „was war doch mit dem Ring?"

— — — — — — — — — — — — — —

„Die Nottingham! ... Gerechter Gott, ... die

Nottingham, ... wo ist sie? ... Sagtet ihr nicht ... Essex sei verurtheilt? ... Wahnsinn! ... Essex verurtheilt! ... Er? ... er! ... ein Verräther? ..."

Die Kammerfrauen schwiegen bestürzt und ängstlich.

— — — — — — — — — — — — — —

„Lüge nicht, Mary," — fuhr die Königin fort — „lüge nicht, bei Unserer Ungnade! ... Es ist Verläumdung! er ist nicht vermählt ... die Rutland ist ein Kind ... ein liebes, süßes, stilles Kind!"

— — — — — — — — — — — — — —

„Aber wenn doch? ... Wer kann den Männern trauen ..."

„Doch nein! dort kommt sie singend her das liebe Kind ... geschmückt wie Ophelia ..."

— — — — — — — — — — — — — —

„Ophelia? ... wer ist Ophelia?"

„Ophelia" — sagte die eine der Kammerfrauen — „ist die Tochter des Polonius ... aus dem Theaterstück „Hamlet" ..."

„Hamlet!" — wiederholte die Königin — „richtig, von Meister Shakespeare."

Eine leise Bewegung im Nebenzimmer ließ sich hören.

„Warum ... sehen Wir Meister Shakespeare nicht mehr an Unserm Hofe?" — frug die Königin.

Die Kammerfrauen schwiegen verlegen.

„Warum? ... Wir wollen's wissen!“ ...

„Weil ...“

„Nun wird's? ... Sind Wir nicht mehr Königin ... da man nicht gehorcht?“

„Weil er ein Freund vom Grafen Southampton ist!“

„Southampton?“ — wiederholte Elisabeth erschrocken.

Ein Pause trat ein, in der die Kranke augenscheinlich einen Gedankenfaden suchte.

Plötzlich rief sie:

„Southampton!? .... Essex?! .... Herr, du mein Gott! wie ist mir denn? ... Southampton?! ... Essex?! ... bin ich denn wahnsinnig? Essex! Essex! ...“

Bei diesen Worten kam ein furchtbares Entsetzen über sie; die Augen wollten aus den Höhlen treten, ... der Athem schien ihr zu versagen, ... die Hände fuhren in die Haare ... sie wollte sich losreißen und sich aufrichten ... aber sie sank in ihrer Schwäche zurück. Dann hob sie ihre Hand, und, nach einer leeren Stelle deutend, stöhnte sie mit zitternder Stimme:

„Dort! ... dort kommt er her! ... einen blutigen Streifen um seinen Hals!“

. . . .

„Er hebt die Hand zum Schwur . . . und hinter ihm . . . der Henker mit dem Beil?“

Wie von einer Schlange gestochen zuckte die Königin zusammen.

„Den Ring! den Ring!“ — schrie sie dann in herzzerreißendem Ton . . .

Dann ein neuer Schrei . . . ein neues Hindeuten mit starrem Blick und die entsetzlichen Worte:

„Er hebt sein blutiges Haupt empor! . . . Es ist zu spät! . . . Essex! . . . ist auf dem Schaffot gefallen . . . und ich . . . bin seine Mörderin!“

Aber auch die Königin war bei diesen Worten zurückgesunken, ohnmächtig, in die Arme der beiden Kammerfrauen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als sie nach einer halben Stunde zu sich gekommen, hatte sich die Aufregung ihres Geistes noch nicht gelegt.

Erst sprach sie leise vor sich hin, daß man es nicht verstehen konnte; dann nannte sie den Namen Essex und weinte.

Plötzlich fuhr sie auf's neue zusammen . . . die Glocke schlug Mitternacht. Eine furchtbare Unruhe kam über sie:

„Das sind die Geister,“ — schrie sie auf, — „die dem Grab entsteigen! dort! dort! . . . . die Schwester! . . . . Schottlands Königin . . . Mary! Mary! sieh'! . . . ihr fehlt das Haupt, wie es Essex fehlt, der ihr folgt . . .

und dort Davison, die Rutland, die Nottingham ... oh! und die anderen!"

Die Königin bebte am ganzen Körper ... eine furchtbare Seelenangst kam über sie.

Sie riß den Brustlatz auf, um Luft zu haben; — sie grallte ihre Hände krampfhaft um die Arme ihrer Kammerfrauen; — sie stieß die Kissen weg und — sich in den Armen der beiden Frauen windend — winselte sie:

„Hülfe! Rettung! Vergebung! Giebt's keine Gnade? keine Vergebung bei Gott?" ...

Da öffnete sich plötzlich leise und geräuschlos eine der Seitenthüren, die in die anstoßenden Gemächer führte.

Eine dunkele Gestalt erschien. Hinter ihr, tiefer im Zimmer, flüsterte eine Stimme, die an die Stimme des Vetters der Königin, Sir Robert Cary's, erinnerte:

„Nur muthig vorwärts; so oder nie gelingt's!"

„Gnade, gerechter Gott! Gnade, Vergebung!" — jammerte die Königin. Die eine der Kammerfrauen machte ein Zeichen, näher zu treten.

Die Gestalt, in ein langes schwarzes Gewand gehüllt, trat einen Schritt vor.

Dann ließ, wie betend, eine sonore, schöne, unendlich weiche und doch kraftvolle Stimme die Worte hören:

„Gott ist das Sein, ... Gott ist die Liebe!"

„Er ist wie ein Mund, der athmet; wieder und immer wieder athmet er Liebe!“

„Sein Hauch treibt im Raume Millionen neuer Welten; dann öffnen sich seine geheimnißreichen Lippen und ziehen sie durch ein unaussprechbares Athmen an sich.“

„So verwirft und umfaßt Gott, so tadelt und verwirft er; doch er verwirft nur, um an sich zu ziehen, und die Verdammten einer verendenden Welt sind die Auserwählten einer beginnenden.“

„Denn das Sein, welches das Nichts verwirft, bethätigt sich; und das Sein, welches das Nichts an sich zieht, umfaßt den Tod in dem Leben.“

„Gott ist in der Liebe wie das Meer, welches seine Ebbe und Fluth hat, ohne daß sich seine Gewässer vermehren oder vermindern.“

„O ihr Menschen, die ihr den Himmel anblickt, warum suchet ihr Gott außer euch? Fühlt ihr ihn nicht in euch?“

„Gott ist in euch, weil ihr seid: aber was ist Gott in euch?

„Er ist Erkenntniß, weil ihr begreifet. Er ist Liebe, weil ihr liebt.“

„Er offenbart sich, wo sich Leben zeigt; und er verbirgt sich in der Finsterniß, welche uns vom Tode träumen läßt!“

„Aber es giebt keinen Tod; denn Gott, der in Allem ist, kann nur Leben sein!“

Die Königin hatte das Gesicht in die Hände, Hände und Kopf in die Kissen gedrückt starr vor Schrecken, Angst und Staunen zugehört.

Aber die Stimme war so mild und trostreich, ... sie träufelte in diesem Augenblick namenloser Qual einen so wohlthuenden Balsam in die Seele Elisabeth's, daß sie nicht frug: von wem sie kam, sondern nur dem Klang und den Worten lauschte.

„Wenn es keinen Tod giebt!“ — stöhnte sie jetzt — so gieb Essex dem Leben zurück!“

„Wer todt ist, der lebt dem Ewigen!“ — versetzte die Stimme — „dem Grabe bleibt, was dem Grabe gehört; dem geistigen Sein, was des Geistes ist!“

„O! dann bleibt die Schuld auf meiner Seele, wie ein zermalmender Berg!“

„Es giebt andere Gräber, die Du jetzt noch öffnen kannst; ... es giebt Todte, die Du zu erwecken vermagst. Thue es, Königin, thue es! und das Bewußtsein dieser edlen That wird Dir ein mildernder Balsam auf Deine Wunden werden!“

„Welches Grab soll ich öffnen? welchen Todten zum Leben rufen?“

„Oeffne die schwarze Grabespforte des Tower! rufe

zum freundlichen Leben zurück Southampton, den edlen Freund des unglücklichen Essex!"

„Ha!" — stöhnte die Königin so schmerzlich, als ob ein Dolch langsam ihr Herz durchbohre, — „Southampton, den edlen Freund des unglücklichen Essex!"

Eine Pause entstand, in der man nur das Schluchzen der Königin vernahm.

Die Herzen der Uebrigen bebten. Leben und Tod stand für Alle auf dem Spiel.

„Gott ist die Liebe, Gott ist die Güte, Gott ist die Vergebung!" — sprach die Stimme wie betend.

„So möge er Uns vergeben, wie Wir vergeben," — rief die Königin — „wo Wir noch vergeben können! ... Southamton sei frei!"

Die Gestalt durchzuckte es wie mit einem Aufschrei von Wonne; aber konnte denn das einfache Wort der Königin den Weg zu den Kerkern des Tower finden, wo sie am Tode lag und ein Cecil und ein Raleigh mit königlicher Gewalt geboten?

„Die Liebe des Ewigen segne diese That der Milde!" — hub die Stimme wieder an. — „Aber der Böse schleicht umher, wie ein brüllender Löwe, auf daß er das Gute verschlinge; ... möge es der großen Königin gefallen, ihrem erhabenen Worte — einem Sir Robert Cecil und einem Sir Raleigh gegenüber, — durch ihre Unterschrift die volle Kraft und Bedeutnng zu geben."

„Ist Unser Wort nicht genug?“ — frug die Königin, ihr Haupt langsam erhebend.

„Sir Robert Cecil und Sir Walter Raleigh standen am Fuße des Schaffots, als... Graf Essex dasselbe bestieg!“ — entgegnete die dunkele Gestalt mit Grabeston, der Königin eine Schrift entgegenhaltend.

Die Königin ergriff das Document mit fieberhafter Hast und zog es an sich, als fürchte sie den dämonischen Einfluß der Ebengenannten.

Dann herrschte sie:

„Feder und Dinte!“

Einen Augenblick später war das Pergament — es war ein Befehl, Lord Southampton sofort in Freiheit zu setzen, — mit so sicherer Hand von der Königin unterschrieben, als sie je in ihrem langen Leben bei einer Unterschrift gezeigt hatte.

Aber fast in derselben Minute entglitt ihrer Hand auch die Feder, und, erschöpft von der allzugroßen Anstrengung, sank sie ohnmächtig in die Arme ihrer Kammerfrauen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Der 23. März des Jahres 1603 war angebrochen.

Es war der Tag, der auf die eben erwähnte Nacht folgte.

Die Schwäche der Königin war außerordentlich; sprach- und regungslos lag sie auf ihren Kissen.

Nachmittags, am nämlichen Tage, verlangte sie — mehr durch Zeichen als durch Worte — nach ihrem Staatsrathe.

Da derselbe, gleich allen Großen des Hofes, ohnedem — wie ja bei den obwaltenden Umständen natürlich — permanent in den Vorzimmern versammelt war, erschien er sofort.

Mit leiser Stimme bestätigte Elisabeth hier noch einmal den König von Schottland, Jacob VI., Sohn der unglücklichen Maria Stuart, als Jacob I., zu ihrem Nachfolger und König von England und Irland. Als sie dies gethan und der Staatsrath feierlich gelobt hatte, ihn anzuerkennen, trat ein Ausdruck der Befriedigung in ihre Züge.

Sie schloß erschöpft die Augen; der Staatsrath aber zog sich ernst und schweigend zurück.

Ungefähr um sechs Uhr Abends gab Elisabeth durch Zeichen zu verstehen, daß sie den Erzbischof und ihre Capläne um sich zu sehen wünsche.

Die Befohlenen traten ein.

Die Königin lag auf dem Rücken, die eine Hand unter den Kissen, die andere außen.

Das war nicht mehr die stolze, die gewaltige Königin Elisabeth ... das war ein armes, sterbendes Weib!

Der greise Bischof kniete an ihrer Seite und betete.

Es war ein monotones orthodoxes Gebet, was er sprach.

Die Sterbende lauschte ... aber die Augen wurden immer starrer, die Blicke immer grasser!

Der Staatsrath und der Hof traten abermals geräuschlos ein. In dem Gefolge des Sir Robert Cary befand sich ein schwarz gekleideter Mann mit bleichem, aber edlem Antlitz.

Der Mann betete leise ... unhörbar:

„Glaubet nicht, daß der Mensch stirbt; denn die Menschheit hat nur Eine große Seele, welche von Geschlecht zu Geschlecht übergeht."

„Der Mensch ist der sinnbildliche Phönix, der sich verbrennt und aus seiner Asche wieder aufersteht."

„Die Atome, welche seinen Körper bildeten, verwandeln sich in andere Körper; seine animalische Seele zerrinnt in der Atmosphäre des Lebens, und sein Geist kehrt zurück oder bleibt vielmehr in Gott."

„Und die Atome hören erst auf sich zu bewegen, wenn die Fülle der Erkenntniß ihnen die vollkommene Ordnung offenbart: dann werden sich alle in der Folge der Zeiten gezeichnete Formen verwirklichen; und so werden wir glorreich wieder auferstehen."

„Dann wird das Bild des Todes vernichtet sein mit der Zeit, und siegreich wird allein das Leben an dem großen Tage der Ewigkeit widerstrahlen."

„Dann wird Gott auf's Neue athmen und eine neue Schöpfung in die Unendlichkeit versenden.“

„Und wir leben dann mit einem überschwenglichen Leben; und wir versenken uns in seine Werke mit dem Hauch des Gedankens; wir durchstreifen neue Gebiete auf den Flügeln seiner Liebe. Wir werden die Erstgebornen eines neuen Geschlechts, die Engel der zukünftigen Menschen.“

„Wir tragen dann, himmlische Boten, Gottes Botschaft bis an der Unendlichkeit Grenzen.“

„Um den Ocean des Raumes zu durchschneiden, werden die Sterne unsere glänzenden Nachen sein.“

„Wir werden uns in süße Erscheinungen verwandeln, um das Auge der Weinenden zu erquicken; wir werden strahlende Lilien auf unbekannten Auen pflücken und ihren Thau segnend über die Erde ausstreuen.“ — — —

Es ging auf Mitternacht zu ... der Erzbischof und die Capläne beteten noch.

Zwischen ein und zwei Uhr sagte der Erzbischof: „Amen!“ ... denn ... Gott selbst hatte „Amen!“ gesagt ... Königin Elisabeth von England ... war verschieden!

Neuntes Kapitel.

Eine neue Aera.

So war denn ein großes Leben ausgehaucht und eine neue Aera sollte für England beginnen.

Der Scepter Jacob's I. vereinigte die drei Königreiche England, Irland und Schottland.

Die Blutthat, die Maria Stuart in das Grab gesenkt, war gerächt. Ihr Sohn hatte den Thron bestiegen, der das Urtheil über sie gefällt.

Aber eine andere Frage stand jetzt im Buche des Schicksals offen, ... die Frage: ob Jacob I. im Stande sei, England eine Elisabeth zu ersetzen? denn so viel stand jedenfalls fest, daß sie — trotz aller ihrer Mängel und Schwächen als Weib — das brittische Reich zu einer Höhe, Macht und Wohlfahrt geführt, die man bis dahin nicht gekannt.

Freilich hatte sie dabei das Glück unmäßig begünstigt, und zwar nicht nur durch äußere Umstände, wie bei der Besiegung der, den Untergang Englands drohenden Armada, sondern auch, und zwar namentlich,

durch die tüchtige Kräfte, die es ihr in ausgezeichneten Staatsmännern an die Seite rückte.

Immer aber stand sie auch als Herrscherin groß da, so daß die Welt mit Staunen auf sie blickte und nur vor den Blutflecken schaudernd zurücktrat ... mit welchen sie leider ihre Hände befleckt.

Wie aber stand es nun mit ihrem Nachfolger, Jacob I.?

Beim Tode der Königin Elisabeth schwankte das Recht an die Krone von England zwischen den Nachkommen der Töchter Heinrichs VII., Margarethe und Maria Tudor, von denen die erstere an den König von Schottland, die andere an Brandon, Herzog von Suffolk, vermählt gewesen war. Heinrich VIII. hatte in seinem durch eine Acte der gesetzgebenden Gewalt bestätigten Testamente die Krone an die Letztere vermacht, falls nämlich keine Leibeserben von ihm selbst mehr vorhanden wären. Das gesetzliche Recht des Hauses Suffolk war daher nicht zu bestreiten. Auf der andern Seite aber neigte die allgemeine Stimmung zu unverholen sich auf die Seite des Erstgeburts- und Erbrechts, und die von der Thronfolge des Königs von Schottland zu erwartenden Vortheile waren so groß, daß die Nation mit aller Bereitwilligkeit in die letzte Verfügung der verstorbenen Königin

einging, und Jakob wurde mit so wenig Widerspruch zum König ausgerufen, als irgend ein Kronprinz.

Während der letzten Regierungsjahre Elisabeth's hatte die jesuitische Partei *) der englischen Katholiken mit dem Könige von Spanien geheime Verständnisse unterhalten, welche die Behauptung der Ansprüche seiner Tochter, der Infantin, betrafen, indeß Andere, welche das Haus Oestreich nicht allzumächtig zu sehen wünschten, unter Begünstigung des Papstes ihre Blicke auf Arabella Stuart warfen. Diese war die Tochter eines jüngern Bruders von Darnley, dem Vater Jakob's, also Urenkeltochter von Margarethe Tudor aus ihrer zweiten Ehe mit dem Grafen von Angus, und ihre Anhänger machten geltend, daß, obgleich das Erstgeburtsrecht gegen sie sei, ihre Geburt auf englischem Grund und Boden ihr desto gültigere Ansprüche gebe; dabei hofften sie, Arabella, die eine Protestantin war, leicht zum Uebertritte zur katholischen Kirche zu bewegen. Allein sie fühlten sich nicht stark genug, um sich offen für sie zu erheben, und Jakob, der schon seit langer Zeit in geheimem Verkehr mit dem Hofe von Rom und den englischen Katholiken stand, hatte diese

*) Die englischen Katholiken waren in zwei Parteien getheilt: die sogenannte jesuitische, d. h. die Anhänger der Jesuiten und die, welche sich zu den Weltgeistlichen hielten.

zu der Erwartung berechtigt, daß unter seiner Regierung sie wenigstens nicht belästigt werden würden.

Nach dem Tode des Grafen von Essex hatte Sir Robert Cecil insgeheim einen vertrauten Verkehr mit dem Könige von Schottland angeknüpft, gegen den er sich verpflichtete, alle Hindernisse, die seiner friedlichen Thronbesteigung im Wege stehen könnten, hinwegzuräumen. Seine Bemühungen wurden mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt und Jakob schickte, auf die förmlich ertheilte Nachricht von seiner Ausrufung zum König von England, sich unverzüglich zur Reise in das gelobte Land an, wie er sein neues Königreich seinen gierigen und hungrigen Lieblingen bezeichnete. Es war für ihn allerdings ein großer Wechsel: er sollte von einem dürftig ausgesteuerten Thron und einem Reiche, wo dem königlichen Ansehen fortwährend von einem stürmischen, unbändigen Adel und einer trübseligen, herrschsüchtigen Geistlichkeit Trotz geboten wurde, in ein Reich übergehen, wo die königliche Gewalt schon lange ohne alle Einschränkung geübt worden war, und wo die Krone über ein reiches, glänzendes Einkommen zu verfügen hatte.

Am 5. April reiste Jakob von Edinburgh ab. Ueberall bei seinem Eintritte in England drängte sich eine frohe Volksmenge, ihn zu begrüßen, und die Edelleute auf seinem Wege bewirtheten ihn mit glänzender

Gastfreundschaft in ihren Häusern. Aber der Abstich zwischen ihm und der verstorbenen glorreichen Königin war zu groß, um nicht Jedermann in's Auge zu fallen. Wenn Elisabeth ihre stattlichen Züge durch's Land hielt, zeigte sie sich in prachtvollem Putze; ihr Volk hatte freien Zutritt zu ihr und die ihr erwiesenen Bezeigungen der Anhänglichkeit wurden mit gnädigem Lächeln und verbindlicher Rede erwidert, deren Eindruck durch die von ihrer Haltung und Miene unzertrennliche Majestät noch gehoben wurde. Dagegen sah man nun den neuen Monarchen nur kümmerlich angethan, denn er hielt nicht viel auf sein Aeußeres, sein Anzug war immer von gleichem Schnitt, ausgestopft zum Schutz gegen Dolchstöße und bis auf den letzten Faden abgetragen; seine Person ohne alle Anmuth, seine Gliedmaßen schwächlich, sein Gang watschelnd, und da seine Zunge für seinen Mund zu groß war, machte die Ungeschlachtheit seines breiten nordischen Dialektes sich noch unangenehmer bemerklich. Unter dem Vorwande, daß durch den Zusammenfluß einer großen Menge der Preis der Lebensmittel vertheuert werde, untersagte er dem Volke, sich auf seinem Durchzuge um ihn zu drängen; er erlaubte, so wurde wenigstens behauptet, den Damen, vor ihm niederzuknien, und sprach überhaupt von dem schönen Geschlechte in geringschätzenden Ausdrücken. In Newark ließ er einen Taschendieb, der im

Bereiche des Hofes auf der That ertappt worden war, ohne vorgängige Untersuchung hinrichten. Kurz, noch ehe er London erreicht hatte, war seine Popularität beinahe schon ganz dahin.

In der Nähe der Hauptstadt angekommen, schlug Jacob auf einige Tage seinen Hof in Theobalds, einem Sitze Sir Robert Cecil's, auf; hier bildete er seinen Ministerrath, indem er zu dem der verstorbenen Königin die folgenden Schotten hinzufügte: den Herzog Lenox, den Grafen von Mex, Lord Hume, Lord Kinloß, Sir George Hume und Sir Elphinstone. Es erschien eine Proklamation, worin Abhülfe für die Mißbräuche der Monopole, der gezwungenen Lieferungen für den Hof und des parteiischen Schutzes in Prozessen versprochen war. Der König fing nun an, Ehren und Würden mit verschwenderischer Hand an die Unterthanen beider Nationen zu vergeben. Die Ritterwürde wurde z. B. mit solcher Freigebigkeit ertheilt, daß im Verlaufe von drei Monaten nicht weniger als siebenhundert Personen sie empfangen hatten. Dies gab Veranlassung zu einem Pasquill, das an St. Pauls angeschlagen war: „Nachhülfe für ein schwaches Gedächtniß, um die Namen des neuen Adels behalten zu können."

Die vornehmsten Titel, die ertheilt wurden, waren folgende: Cecil wurde nach einander zum Baron Essingdon, Vicomte Connburn und Grafen von Salis-

bury erhoben, Lord Buckhurst zum Grafen von Dorset, und Lord Pembooke's Bruder Philipp zum Grafen von Montgomery ernannt; der Kanzler Egerton wurde Baron Ellesmon. Auch bestätigte Jakob, um seine Dankbarkeit gegen die Freunde seiner Mutter und seine eigenen zu bezeigen, des Grafen von Southampton Entlassung aus dem Tower und setzte ihn und den Sohn des Grafen von Essex wieder in ihre Ehren und Besitzungen ein. Zugleich berief er Thomas Howard, den Sohn, und Heinrich, den Bruder des hingerichteten Herzogs von Norfolk, in den Ministerrath, und erhob einige Zeit nachher den Ersteren zum Grafen von Suffolk und den Letzteren zum Grafen von Northampton. Ebenso stellte er für Thomas, den Sohn Philipps, des ältesten Sohnes von Norfolk, den Titel eines Grafen von Arundel und Surrey wieder her.

Die fremden Höfe ermangelten nicht, dem neuen Könige von England zu seiner Thronbesteigung durch eigene Gesandten Glück zu wünschen. Heinrich IV. von Frankreich schickte seinen Minister und Freund, den Marquis Rosny (später Herzog von Sully), welcher zugleich den Auftrag hatte, den Charakter des neuen Monarchen auszuforschen und wo möglich ihn zum Beitritt zu einem umfassenden Bündniß gegen das Haus Oestreich zu bereden. Sully wollte bei seiner Ankunft sich und sein Gefolge in Trauer kleiden, aus Ehrerbie-

tung für das Andenken der verstorbenen Königin; er ließ jedoch diese Absicht fahren, indem man ihn versicherte, daß er dadurch bei Hofe den mächtigsten Anstoß geben würde.

Jakob suchte nämlich etwas darin, geringschätzend von Elisabeth zu sprechen; da er jedoch sich erbot, bei ihrem Leichenbegängniß als erster Leidtragender zu erscheinen, so war sein Verbot der Trauer bei Hofe vielleicht eine Folge seiner Abneigung gegen alles Düstere; er that das Gleiche beim Tode seines eigenen Sohnes.

Den König selbst fand er so eingenommen für den Frieden mit Spanien, daß derselbe den Holländern nur unter der Hand zu helfen sich verpflichten wollte. Sully's Urtheil über den britischen Monarchen ist kurz und treffend in dem Ausdruck gegeben, er sei „der weiseste Narr in der Christenheit."

König Jakob war nun sechsunddreißig Jahre alt; seine Erziehung war dem berühmten Georg Buchanan anvertraut gewesen; und obgleich der Hofmeister einer der tüchtigsten Verfechter des Grundsatzes war, daß alle Macht vom Volke ausgehe, dem der Inhaber derselben für ihre Ausübung verantwortlich sei, so hatte der Zögling dennoch die übertriebensten Begriffe von dem Umfange der königlichen Prärogative gefaßt. Von Höflingen mit Schmeichelei umschranzt und sich selbst für den

Vertreter einer uralten Reihe von Königen in Schottland und der sächsischen und normännischen Linie in England ansehend, betrachtete er das Volk nur als für den Nutzen der Könige erschaffen, die es zu weiden hätten, wie der Schäfer seine Schafe, und die für das ihnen anvertraute Pfand Gott allein Rechenschaft schuldig seien. Da er Gelehrsamkeit besaß, und mit Gewandtheit zu schreiben wußte, hatte er seine Ansichten in einem für seinen Sohn bestimmten Werke, betitelt: „Die königliche Mitgift" niedergelegt. Außerdem hatte er Werke über Zauberei und Teufelsbeschwörung und verschiedene andere Gegenstände herausgegeben, die wenig für die Feder eines Monarchen sich schickten. Er war in der That, was wir selten antreffen, ein königlicher Pedant, mit einem großen Vorrath von angelerntem Wissen, von Schlauheit und Scharfsinn, aber ohne gesundes Urtheil. Er selbst nannte sich — und seine Schmeichler sprachen es ihm nach — den britischen Salomo.

Aus seiner Ehe mit Anna, der Schwester des Königs von Dänemark, hatte Jakob zwei Söhne, Heinrich und Karl, und eine Tochter, Elisabeth, am Leben. Die Königin war eine ränke- und herrschsüchtige Frau, das Vergnügen und die Unterhaltung liebend. Prinz Heinrich entwickelte, je mehr er heranwuchs,

einen Charakter, der dem seines Vaters durchaus entgegengesetzt war.

Am 19. März eröffnete der König sein erstes Parlament. Im Unterhaus wurde die Abstellung verschiedener Beschwerden, namentlich der gezwungenen Lieferungen für den Hof und der Feudallasten, sehr eifrig in Anregung gebracht, und eine vollgültige Entschädigung an bleibenden Gefällen angeboten. Auch fehlte es nicht an Versuchen, eine Milderung der Gesetze gegen die Puritaner auszuwirken, während die gegen die Katholiken noch strenger gemacht wurden. Da aber der König bald fand, daß nur geringe Hoffnung für ihn vorhanden war, eine Geldverwillignng zu erhalten, so ließ er dem Hause bedeuten, daß er keine brauche, und das Parlament ging auseinander.

Im Sommer wurde ein Friede mit Spanien unter ziemlich annehmbaren Bedingungen geschlossen, und Jakob, dessen Seelenruhe nun durch keine auswärtige Angelegenheit gestört war, gab sich ganz seinen Studien, der Jagd und seinen anderen Vergnügungen hin. Indeß arbeiteten einige fanatische Katholiken aufs eifrigste an einem abscheulichen Plan, der den Zweck hatte, ihn selbst, seine Familie und beide Häuser des Parlaments zu vernichten.

Als Jacob seine Nachfolge zur Krone von England im Auge hatte, suchte er natürlich alle Parteien in sein

Interesse zu ziehen. Die Katholiken waren noch zahlreich und mächtig, und es steht nicht zu bezweifeln, daß er ihnen Hoffnungen auf eine schonende Behandlung machte. Sie bemühten sich daher eifrig zu seinen Gunsten, und er dagegen enthielt sich zwei Jahre lang, die Geldstrafen für die Verweigerung des Uebertritts zur Staatskirche erheben zu lassen. Uebrigens hatte er im Herzen eine sehr geringe Neigung für ihre Religion, und sprach öffentlich mehr als einmal seine Absicht aus, in die Fußtapfen seiner Vorgeherin zu treten; überdies wurden seine Günstlinge, von denen gar manche ihr mäßiges Erbtheil verzehrt hatten, dringend in ihren Forderungen um Zuschüsse, weshalb er die Gesetze gegen die Andersdenkenden auf's neue in Kraft setzte und jenen ungestümen Bittstellern Renten von den Gütern und dem sonstigen Vermögen der Katholiken anwies, die, wie sich denken läßt, mit Strenge und Uebermuth eingetrieben wurden. Dies und die auf dem letzten Parlament gegen ihre Religion beschlossenen harten Maßregeln überzeugten die Katholiken, daß sie geringe Gunst zu erwarten hätten. Sie wurden daher allerdings erbittert, ohne daß es ihnen jedoch in den Sinn gekommen wäre, durch gewaltthätige Schritte eine Abhülfe zu versuchen, da sie gegen bürgerliche Kämpfe abgeneigt oder auch ihrer Schwäche sich bewußt waren.

Trotzdem befanden sich unter ihnen einige unruhige

Köpfe, welche anders dachten. Robert Cotesby, ein Gentleman von ansehnlichem Vermögen in Northampton und Berwickshire, abstammend von dem Minister Richards III., war im katholischen Glauben erzogen worden, hatte jedoch diese Religion verlassen und in Ausschweifungen aller Art sein Erbtheil durchgebracht. Unter diesen Umständen war er zu seiner alten Religion zurückgekehrt, und, indem er seinen Abfall durch fanatischen Eifer gutzumachen suchte, hatte er in allen den Umtrieben und Verschwörungen, welche die letzten Regierungsjahre Elisabeth's beunruhigten, eine thätige Rolle gespielt. Er entwarf nun den teuflischen Anschlag, das Parlamentshaus mit Pulver in die Luft zu sprengen. Diesen Plan hatte er Johann Wright und Thomas Winter, zwei katholischen Gentlemen von unbescholtenem Ruf, guter Familie und ansehnlichem Vermögen, mitgetheilt. Der Erstere machte anfangs einige Bedenklichkeiten, die er jedoch bald aufgegeben zu haben scheint, denn er ging mit einem doppelten Auftrag nach den Niederlanden, nämlich, erstens den Connetable von Castilien, der zur Abschließung des Friedens nach England kommen sollte, dahin zu bewegen zu suchen, daß er auf einige Artikel zu Gunsten der Katholiken dringen möchte, und zweitens, irgend einen Gentleman von Muth und militärischer Kenntniß und Erfahrung für den Plan anzuwerben. Da er fand, daß der Hof von Spanien, der

den Frieden sehr nöthig hatte, diesen um ihretwillen nicht aufs Spiel zu setzen wünschte, so schickte er sich an, den andern Theil seines Auftrages in's Werk zu setzen, und der Mann, auf den seine Wahl fiel, war Guy Fawkes, entsprungen aus einer guten Familie in Yorkshire, der, nachdem er sein mäßiges Vermögen verzehrt hatte, in spanische Kriegsdienste getreten war. Wenn wir dem Pater Greenway, dem Genossen und Lobredner der Verschwörer, glauben wollen, so war Fawkes, ein Mann von großer Frömmigkeit, musterhafter Mäßigkeit und mildem, freundlichem Benehmen, ein Feind von Händeln und Streitigkeiten, ein treuer Freund, und von ausgezeichneter Pünktlichkeit in der Erfüllung religiöser Pflichten; -- kürzer gesagt, ein Fanatiker, in dessen Augen die Religion jedes Verbrechen rechtfertigte. Obgleich übrigens diese hochfliegende Lobrede ohne Zweifel bei weitem die bescheidenen Grenzen der Wahrheit überschreitet, so ist auf der andern Seite kein Grund dafür, Fawkes als einen bloßen gemeinen Bösewicht anzusehen.

Winter und Fawkes kamen nun im Monat April nach London. Catesby theilte hierauf seinen Plan Thomas Percy mit, einem Verwandten des Grafen von Northumberland, dessen Haushofmeister er war, und der ihn, vor dem Tode der Königin, nach Schottland geschickt hatte, um die Gesinnungen Jakobs, in

Betreff der Katholiken auszuforschen. Er hatte höchst vortheilhaft darüber berichtet, und war nun beschämt, sich so gänzlich in seinen Erwartungen getäuscht zu sehen. Wie Catesby, war er aus einem ehemaligen Wüstling ein Fanatiker geworden.

Catesby, Wright, Winter, Percy und Fawkes hielten jetzt eine Zusammenkunft in einem Hause hinter Clement's Inn (Hof), und schworen bei der heiligen Dreieinigkeit und dem Sacrament, niemals zu verrathen, was jetzt gesprochen werden sollte. Nun wurden Percy und Fawkes in den Plan eingeweiht, den sie billigten, und sodann hörten sie alle zusammen in einem obern Zimmer des Hauses die Messe und empfingen das Sacrament von Peter Gerard, einem Jesuiten.

Hierauf wurde unter Percy's Namen ein Haus genommen, das an das Parlamentsgebäude stieß, und Fawkes, unter dem angenommenen Namen Johnson, als vorgeblicher Hausmeister Percy's darein gesetzt. Die Verschwörer mietheten noch ein anderes Haus in Lambeth, wo das Schießpulver und das Holz zu der Mine, die sie anzulegen gedachten, zusammengebracht werden sollte, und zum Aufseher dieser Wohnung bestellten sie einen Mann, Namens Keyes, der gleichfalls eidlich auf das Geheimniß verpflichtet wurde.

In der Nacht des 11. Dezember verfügten Catesby

und seine Genossen sich in das Haus in Westminster, wohlversehen mit Handwerkszeug und mit hart gesottenen Eiern und gebratenem Fleisch für ihren Unterhalt. Hier begannen sie die drei Ellen dicke Mauer zwischen ihrem Hause und dem Parlamentsgebäude zu durchgraben, während Fawkes Schildwache stand. Da sie fanden, daß die Arbeit mühsamer war, als sie erwartet hatten, ließen sie Keyes von Lambeth kommen und nahmen Wright's Bruder in die Verschwörung auf. Den Schutt, den sie des Tags ausgegraben hatten, streuten sie in der Nacht in dem Garten umher, und keiner von ihnen wagte sich aus dem Hause, noch selbst in den obern Theil desselben, um nicht gesehen zu werden. So arbeiteten sie fort bis zum Tage vor Weihnachten, wo Fawkes die Nachricht brachte, daß das Parlament bis auf den October vertagt sei, worauf sie sich verabredeten, bis nach den Feiertagen auseinander zu gehen, um hernach ihre Arbeit auf's neue vorzunehmen.

Im Februar fingen sie ihre Arbeit an der Mine wieder an, als sie, wie versichert wird, eine Glocke in der Mauer unter dem Parlamentsgebäude läuten hörten; sie hielten ein und horchten; Fawkes wurde heruntergerufen und auch er hörte den geheimnißvollen Klang, der jedoch aufhörte, sobald man den Platz mit Weihwasser besprengt hatte; das Läuten ließ sich häufig

wieder hören, doch dasselbe Mittel zeigte sich jedesmal wirksam, und zuletzt hörte der Spuk gänzlich auf. Eines Tages hörten sie ein kollerndes Geräusch über sich und glaubten sich schon verrathen; aber Fawkes, welcher nachforschte, fand, daß es von einem Mann, Namens Bright, herrührte, der seine Kohlen aus einem Keller unter dem Hause der Lords ausverkaufte, indem er ausziehen mußte. Dies brachte sie sogleich auf den Gedanken, den Keller für sich zu nehmen; denn abgesehen von der Mühseligkeit ihrer Arbeit, fing auch das Wasser an einzudringen. Sie mietheten daher den Keller und zwar gleichfalls unter Percy's Namen; zwanzig Pulverfässer wurden von dem Hause in Lambeth dahingebracht, und ihre eisernen Werkzeuge, die sie nun nicht mehr brauchten, nebst großen Steinen in die Fässer gesteckt, um die Explosion desto wirksamer zu machen; über das Ganze wurden Holzklötze und Reißigbündel gelegt, und Schutt und leere Flaschen in dem Keller umhergestreut. Hierauf schlossen sie ab, indem sie innerhalb an der Thür gewisse Zeichen anbrachten, um zu sehen, ob während ihrer Abwesenheit Jemand hineingegangen sei.

Da das Parlament endlich auf den 5. November einberufen war, trafen die Verschwörer ihre letzten entscheidenden Anstalten. Fawkes sollte die Mine durch eine Zündwurst anstecken, die eine Viertelstunde brauchen

würde, um das Pulver zu erreichen; sobald er die Lunte angezündet hätte, sollte er sich in aller Eile nach einem im Flusse bereit liegenden Fahrzeug begeben und die Nachricht nach Flandern bringen. Digby sollte am gleichen Tage eine Anzahl von katholischen Gentlemen in Dumchurch in Warwickshire, unter dem Vorwande einer zu haltenden Jagd, versammeln, und sobald sie hörten, daß der Streich gethan sei, sollten sie eine Bande abschicken, um sich der Prinzessin Elisabeth, die bei Lord Harrington in jener Gegend zu Besuche war, zu bemächtigen, welche man dann zur Königin ausrufen wollte, wenn Winter's Anschlag, einen ihrer Brüder festzunehmen, etwa nicht geglückt sei.

Ueber Einen Punkt aber waren von Anfang an die Meinungen im Streite gewesen, nämlich, wie man sich gegen die katholischen Edelleute verhalten solle. Catesby, wie es scheint, machte sich wenig daraus, sie mit den übrigen umkommen zu lassen, jedoch die Mehrzahl stimmte dafür, ihre Verwandten und Freunde zu retten. Endlich wurde ausgemacht, daß man zwar nicht geradezu eine Warnung geben, aber daß man verschiedene Vorwände brauchen wolle, um die Freunde vom Parlament fern zu halten.

Am 26. October verfügte Lord Mounteagle sich zum Abendessen nach seinem Hause in Hoxton, wo er seit einem ganzen Monat nicht gewesen war. Bei

Tisch wurde ihm ein Brief überreicht, den sein Page von einem unbekannten Mann auf der Straße erhalten haben wollte. Es war kein Name unterzeichnet. Auf Lord Mounteagle's Ersuchen las ein Gentleman, Namens Ward, den Brief laut vor. Man rieth ihm darin, unter irgend einer Entschuldigung aus dem Parlament wegzubleiben, „denn," hieß es, „Gott und Mensch haben sich vereinigt, die Bosheit dieser Zeit zu strafen," und dabei waren noch allerlei geheimnißvolle Winke gegeben. Lord Mounteagle brachte den Brief noch denselben Abend Lord Salisbury in Whitehall, der ihn einigen andern Lords des Ministerraths vorzeigte, und es ward beschlossen, bis zur Rückkehr des Königs, der in Royston auf der Jagd war, nichts weiter in der Sache zu thun.

Am folgenden Tag kehrte der König endlich nach London zurück; es wurde ein Ministerrath über den Brief gehalten, und Jakob selbst soll dessen geheime Bedeutung errathen haben. Der Beschluß fiel dahin aus, den Keller zu untersuchen, aber nicht vor Montag dem 4. November. An diesem Tage verfügten sich der Lord Oberstkammerherr, Lord Mounteagle und Andere nach dem Parlamentsgebäude. Sie fanden Fawkes in dem Keller, machten jedoch keine weitere Bemerkung, am Abend aber wurde Sir Thomas Knevett, ein Friedensrichter, mit einigen Gehülfen an Ort und Stelle

gesandt, und bei Durchsuchung des Kellers fanden sich sechsunddreißig Pulverfässer vor. Fawkes wurde vor die Minister gebracht, wo er seine Absicht eingestand und sich deren rühmte, dabei aber weigerte er sich seine Mitschuldigen zu nennen, und so wurde er nach dem Tower geschickt.

Einige von den Verschworenen hatten bereits London verlassen, andere ergriffen die Flucht, als sie hörten, daß Fawkes verhaftet sei; sie begaben sich in aller Eile nach Aschby St. Leger, wo sie mehre von ihren Freunden fanden, und ritten dann alle zusammen nach Dunchurch, um Digby und seine Gäste aufzusuchen. Ihr niedergeschlagenes Aussehen aber ließ auf den ersten Blick den ganzen Stand der Dinge errathen; alle die, welche nicht zu tief in die Sache verwickelt waren, machten sich soglcich davon, um für ihre Sicherheit zu sorgen. Catesby und die Andern gingen dann, in der vergeblichen Hoffnung, die Katholiken von Wallis und der angrenzenden Grafschaften zum Aufstande zu bewegen, nach Norbrock und von da nach Huddington und Holbeach, einem Hause Stephan Littleton's. Ihre Zahl war unterdeß durch die vielen, die sie verließen, bis auf etwa sechszig Mann zusammengeschmolzen; die katholischen Gentlemen trieben sie mit bittern Vorwürfen von ihren Häusern; das gemeine Volk begnügte sich damit, sie im Vorbeireiten anzustarren. In Holbeach

trennten Digby und Stephan Littleton sich heimlich von ihnen, der Erstere wurde jedoch in Dudley festgenommen. Während sie einen Theil ihres Pulvers, das naß geworden war, trockneten, fiel eine brennende Kohle darein und Catesby und einige Andere wurden stark beschädigt. In der Nacht machte Robert Winter sich aus dem Staube. Am folgenden Tage, dem 8ten, ungefähr um Mittag erschien der Sheriff mit dem Aufgebot der Grafschaft, umzingelte das Haus und forderte sie auf, sich zu ergeben; da sie sich weigerten, befahl er, mit Gewalt den Einlaß zu erzwingen. Thomas Winter und die beiden Wright wurden verwundet; Catesby und Percy stellten sich Rücken an Rücken und fielen von zwei Kugeln aus derselben Muskete durchbohrt; der Erstere starb auf der Stelle, der Andere den Tag darauf.

Fawkes zeigte zuerst eine mürrische Verschlossenheit, am 8. November aber machte er ein volles Geständniß, ohne übrigens die Namen seiner Mitschuldigen zu nennen, die er jedoch am folgenden Tage gleichfalls angab. Höchst wahrscheinlich hatte man ihn nach damaligem Gebrauche auf die Folter gebracht. Am 15. langten die in Holbeach Gefangengenommenen in London an. Sie alle hatten öftere Verhöre zu bestehen, und in Folge der Geständnisse, die man von ihnen und namentlich

von Bates erzwang, erschien ein Steckbrief gegen die Jesuiten Gaonet, Greenway und Gerard.

Am 27. wurden Digby, die beiden Winter, Fawkes, Rockwood, Keyes und Bates vor einer außerordentlichen Commission, die aus Geheimeräthen und Richtern bestand, zu Gericht gezogen. Der Hauptbeweis gegen sie waren ihre eigenen Geständnisse, über ihre Schuld konnte jedoch auch nicht ein Schatten von Zweifel obwalten. Die Commission verurtheilte sie Alle zum Tode, und am 30. wurden Digby, Robert Winter, Grant und Bates auf der Westseite des St. Paulskirchhofs gehangen und geviertheilt. Den Tag darauf erlitten Thomas Winter, Rockwood, Fawkes und Keyes die gleiche Strafe gegenüber dem Parlamentsgebäude.

Das war König Jakob I., seine Thronbesteigung und die erste Zeit seiner Regierung,

---

Zehntes Kapitel.

Macbeth.

„Mich dünkt', ich hörte eine Stimme: Schlaft nicht mehr!
„Macbeth ersticht den Schlaf, unschuldgen Schlaf;
„Den Schlaf, der unsres Harmes Knäul entwirrt,
„Den Tod von jedes Tages Leben, 's Bad
„Für wunde Arbeit, kranken Herzen's Stärkung,
„Den zweiten Umlauf der Natur,
„Den Hauptérnährer bei des Lebens Festmahl!"

Macbeth.

Aber nicht Jakob I. allein hatte um jene Zeit einen Thron bestiegen, auch ein anderer Sohn Britaniens that es mit ihm zugleich, und dies war Shakespeare, von dessen Stirne jetzt das königliche Diadem eines Herrschers im unendlichen Reiche der Dichtkunst blitzte.

Sein „Macbeth" war erschienen und wirkte erschütternd ... hinreißend.

Sei es uns hier vergönnt — um die Großartigkeit der Erscheinung Shakespeare's in seinen Werken in

ihrer vollen Bedeutung hinzustellen — einen unserer ausgezeichnetsten deutschen Kritiker sprechen zu lassen.

Es ist Gervinus, der in seinem Werke über „Shakespeare", mit der ihm eigenen Meisterschaft den großen Britten in allen seinen poetischen Schöpfungen beurtheilt.

Hören wir was derselbe über Macbeth sagt:

Den Stoff des Macbeth hat Shakespeare aus seinem Holinshed genommen, der ihn seinerseits aus Bellenden's englischer Uebersetzung der lateinischen Chronik von Hector Boethius (1541) entlehnt hatte. Ganz im Gegensatze von der rohen Quelle des Hamlet lag unserem Tragöden hier ein vortrefflich abgerundeter Gegenstand vor, dessen theatralische Natur schon Buchanan erkannt hatte. Hier ist in dem Stoffe Alles gegeben gewesen und es bedurfte nur der psychologischen Ausbildung. Macbeth, des schwachen Ducan Vetter, von Natur zu Grausamkeit geneigt, ist der Geschichtsage nach mit Banco der Erhalter des Throns gegen die inneren Rebellen und die äußeren Feinde, wie bei Shakespeare. Die Hexen weissagen Beiden Feldherrn wie bei ihm; Macbeth's hochmüthiges und stolzes Weib reizt ihn zu dem Königsmorde, dessen Verdacht auf die fliehenden Söhne fällt. Neid und Mißtrauen gegen Banco, der im Anfang, wie es auch bei Shakespeare schwach angedeutet ist, sein Vertrauter war, bestimmen ihn zu dessen

Wegräumung, bei der sein Sohn Fleance entkommt. Der Anwachs von Macbeths Argwohn, Tyrannei und Blutdurst, sein Mißtrauen gegen Macduff, dessen Flucht, die Ermordung seiner Familie, die weiteren täuschenden Orakel der Hexen, die Befreiung Schottlands, Alles ist dem Dichter in so einfachem und verständigem Zusammenhange überliefert, daß er die ganze Anlage, ja selbst ausgeführte Züge, wie das Gespräch zwischen Macduff und Malcolm, geradehin aufnehmen konnte.

Dies Trauerspiel ist immer unter Shakespeare's Werken mit auszeichnender Vorliebe betrachtet und beurtheilt worden; unser Schiller hat es bearbeitet, Schlegel hat in begeisterten Worten darüber gesprochen, Drake hat es das größte Werk des Genius unseres Dichters, das erhabenste und wirkungsvollste Drama genannt, das die Welt je sah. Auch dem nicht germanischen Auslande hat es sich von anderen Stücken Shakespeare's empfohlen, sei es durch die gefühlte oder begriffene Aehnlichkeit mit der antiken Tragödie, sei es durch die einheitliche Anlage und den einfachen Gang der Entwickelung, sei es durch die durchsichtige Charakteristik, in der der Dichter diesmal weniger Räthsel gestreut und weniger zwischen den Zeilen zu lesen gelassen hat; am meisten wohl durch den Reiz der Schilderei und des poetischen Colorits. Wenn mit Hamlet vielleicht kein Stück Shakespeare's an philoso-

phischem Tiefblick in die Natur und dem Werth der verschiedenen wirkenden Kräfte im Menschen zu vergleichen ist, mit Heinrich IV. keines an frischer Freude, an dem breiten thätigen Weltleben, mit Othello keines an tiefsinniger Anlage und umsichtiger Begründung der Charaktere, mit Lear keines an Gewalt der aufeinanderstoßenden Leidenschaften, mit Cymbeline keines an Bedeutsamkeit der sittlichen Grundsätze, so wird Macbeth einzig hervorragend dastehen durch den Glanz der poetischen Darstellung und Malerei und die lebendige Vergegenwärtigung von Personen, Zeiten und Orten. Mit kraftvollen Zügen fand schon Schlegel das Heldenzeitalter des rüstigen, nervenstärkenden Nordens vortrefflich geschildert! Wie wächst hier Alles groß in gewaltige Gestalten und bewegt sich von Natur auf heroischem Kothurn! Wie anders hebt sich dieser tyrannische Macbeth neben den Heldenfiguren der Macduff, Banco und Siward empor, als jener Krüppel Richard III. unter einem verkrüppelten Geschlechte! Oertlich sind wir in die schottischen Hochlande versetzt, wo Alles voll Aberglauben, voll von den sinnlichen Eingriffen einer übersinnlichen Welt, voll von Vorbedeutungen des moralischen Lebens durch Anzeichen im Reiche der leblosen Natur und der Thiere erscheint, wo, dem angemessen, die Menschen von erreglicher Phantasie und leichtem Glauben sind; wo sie in

dem starken Ausdruck der hochpoetischen Sprache und den ungewöhnlichen Bildern sprechen, die uns noch heute bei den Volksrednern gallischer Stämme auffallen.

Mit dieser Meisterschaft der allgemeinen Darstellung von Zeit und Ort wetteifern die Bilder der einzelnen Verhältnisse und Lagen. Mit Recht hat schon Reynolds jene Schilderung von der friedlichen Einkehr der Schwalbe in Macbeth's Wohnung als ein prachtvolles Bild der Ruhe gerühmt, das auf das lebhafte Gemälde der Schlacht zum Gegensatze folgt. Mit größerem Rechte hat man immer die Gewalt in der Darstellung des Grausigen gepriesen in jenem Nachtwandeln der Lady Macbeth, in der Banketscene, in der unheimlichen Schöpfung der Schicksalsschwestern. Noch weit über all dies geht die sprechende Wahrheit der Scenen bei der Ermordung Duncan's, die selbst bei der mangelhaftesten Aufführung von erschütternder Wirkung sind. Das schreckbare Geflüster, in dessen entsetzlichem Halbdunkel die Gatten ihr himmelschreiendes Vorhaben verhandeln und vollbringen; die herzzerreißende Schilderung des Seelenzustandes Macbeths bei der That selbst; der unheimliche halbwache Zustand der geopferten Diener, von denen der Eine von dem abendlichen Feste fortträumt, der Andere im gelähmten Bewußtsein eine Ahnung des furchtbaren Geschehenden empfindet; endlich die äußeren Schrecknisse der Nacht im vorbedeutenden Gegensatz zu

dem Taumel der Lustbarkeit über den bereiteten Gräbern; Alles dies ist in so unmittelbarer Natur, mit so wenigen Kunstmitteln zu so tiefer Wirkung geschaffen, daß in der Dichtung aller Zeiten das Vergleichbare schwerlich gefunden wird.

Für die Zeitbestimmung des Macbeth weiß man mit Sicherheit, daß das Stück kurz nach Jakob I. Thronbesteigung geschrieben wurde. Die Anspielung (IV, 1.) auf die Vereinigung der drei Reiche von England, Schottland und Irland („Einige sehe ich, die doppelte Reichsäpfel und dreifache Scepter führen"), hatte nur eine Pointe, wenn sie bald nach dem Ereignisse gemacht war; Jakob I. wurde aber am 20. October 1604 als König von Großbritannien und Irland proklamirt.

Wie Macbeth im Anfang des Stückes erscheint, ist er in Aller Augen ein bewunderter Feldherr, der während der Schlacht in natürlicher Heiterkeit alle Eigenschaften eines vollendeten Soldaten entfaltet, ein Liebling der Tapferkeit, Bellona's Bräutigam. Als ein Mann der ausschließlichen That entbehrt er die geistige Bildung, die Hamlets Stolz wäre. Nicht daß er wie Percy dagegen eiferte und sich dawider sträubte; sie ist gar nicht an ihn gekommen, es ist nirgends von etwas der Art nur die Rede, nicht einmal im Gegensatze zu seiner näheren Umgebung; höchstens zeigt sich die Abneigung Macbeths gegen alle verfeinerte Cultur in seiner

Verachtung gegen die epicuräischen Engländer. Mit dieser unstudirten, einfachen Soldatennatur hängt es zusammen, daß er von aller Schauspielerei und Verstellung, jener Eigenschaft, die bei Hamlet ein Ausfluß seiner Geistesbildung war, nicht eine Spur besitzt. Auch wenn ihm diese Eigenschaft zu seinen eifrigst verfolgten Zwecken höchst förderlich, gegen Gefahren schutzreich wäre, versteht er sie nicht sich anzueignen, trotz seines guten Willens, trotz des guten Beispieles seines Weibes und trotz der guten Lehren und eindringlichen Ermahnungen, mit welchen diese sie ihm empfiehlt. Bei dem ersten Spruche der Schicksalsschwestern verräth er seine Bewegung an Banco; er bringt seiner Gattin ein beschäftigtes Gesicht entgegen, das sie ihn sogleich mit einem trügerischen zu vertauschen heißt; er entfernt sich in schweren Gedanken von der Tafel, als der König zu Gast bei ihm ist; Garrik spielte ihn so, daß er dem einmal erregten Aufruhr seiner Seele gleich vor Duncan nicht meistern, am wenigsten bei der Ernennung des Herzogs von Cumberland bergen konnte. Was Macbeth dem Hamlet scharf entgegenstellt und mit seiner thatbedürftigen Natur innig zusammenhängt, ist sein Ehrgeiz. Es spricht sich dieser, gleich als er durch die Nordischen Parcen neu aufgeregt, in dem Briefe an seine Gattin, an den „süßen Gefährten seiner Größe," aus; das ganze Verhältniß zu ihr läßt auf lange ge-

nährte ehrsüchtige Entwürfe zurückschließen, denn sein aufstrebender Ehrgeiz hat sich, noch mehr an ihm selber, seinem Weibe in die Seele genistet. Um eines großen Zweckes, um eines sicheren Gewinnes willen für dieses Leben, würde Macbeth, dies ist der kühnste Ausdruck dieser Leidenschaft in ihm, das künftige Leben in die Schanze schlagen, das den Hamlet mit Furcht und Zweifeln erfüllte. Und nachdem dieser Ehrgeiz einmal durch alle zusammentreffenden Antriebe von Glück und Gelegenheit in eine mächtige Bewegung gesetzt ist, sehen wir Macbeth, den Vasallen, den Thron seines Königs und Wohlthäters unrechtmäßig und durch eine ungesetzliche That einzunehmen weder Muth noch Trieb in sich fühlen.

So strafbar übrigens und so ungestüm, wie wir diese Leidenschaft sich in Macbeth entwickeln sehen, ist sie nicht von allem Anfang an in ihn gelegt; es bedarf der gewaltigsten Versuchungen, um sie in diesen raschen Fluß zu bringen. So lange sein Ehrgeiz noch unversucht in ihm schlummert, blicken wir auf eine bessere Naturart in Macbeth zurück, die ihn auch in seinem äußersten Verfalle nicht ganz unter sich selber sinken, nicht ganz seine Würde verloren gehen läßt. Ehe der verderbliche Entschluß zum Königsmorde in ihm gereift ist, ist das Gute und Böse in ihm in gleicher Wage gewogen. Da er nur erst von der Versuchung in seinem eigenen Innern angegangen ist, schwankt er zwischen

dem Zuwarten, ob sich der Weg der Ehren von selbst vor ihm öffnen werde und dem Gedanken, ob er den gesperrten Weg erzwingen solle.

In den Hexen hat Shakespeare den Volksglauben an böse Genien und feindliche Verfolger der Menschen zu einer ähnlichen, aber finstreren Wesenschöpfung benutzt, wie in dem Sommernachtstraum den Elfenglauben. Diese Schöpfung ist weniger anziehend und ausgeführt, aber nicht weniger meisterhaft. Der Dichter läßt diese Wesen im Texte des Stückes selbst nur schimpfweise Hexen benennen; sie selber geben sich den Namen der Schicksalsschwestern (weird sisters); mit dieser Bezeichnung übersetzte man die Parzen; auch mahnen diese Schwestern wohl an die nordischen Nooren oder Walkyren. Sie erscheinen wild und verwittert in Aussehen und Kleidung, gemein in ihrer Rede, unedle Halbgeschöpfe, häßlich wie das Böse, und wie dieses alt und keines Geschlechtes. Von höheren Meistern sind sie geleitet, ihre Thätigkeit ist ganz von der Freude am Bösen bestimmt, von menschlichen Sympathien sind sie völlig entblößt. Was unser Schiller aus ihnen gemacht hat, zerstört völlig die weiseste Absicht des Dichters und nichts von dem, was Schlegel gegen diese Travestie gesagt hat, ist zu hart. Die Kehrseite der alten Eumeniden, sind diese Schicksalsschwestern; nicht die Rächer nach der That, sondern die Versucher vor derselben, die

Kuppler der Sünde? Es ist ihnen aber keineswegs eine bestimmende, mechanische Macht über die Menschen gegeben; und sehr mit Unrecht meinte Lamb, sie erzeugten Thaten von Blut und begönnen die bösen Antriebe der Seele. So sagte auch Schlegel, Macbeth erliege einer tief angelegten höllischen Versuchung und übernatürlichen Antrieben; dies giebt aber durchaus eine der Meinung Shakespeare's entgegengesetzte Vorstellung, wenn darunter mehr verstanden werden soll, als die aufstrebenden und ehrgeizigen Triebe in Macbeth selber, die von übernatürlicher, von mehr als gewöhnlicher Stärke sind. Der Dichter hat diesen Geschöpfen die Macht gegeben, die Menschen zu versuchen, zu verlocken, mit zweideutigen Orakeln, mit Trug und Täuschung zu bestricken und selbst, wie der Satan im Buche Hiob, mit Noth und Trübsal, mit Stürmen und Krankheiten zu prüfen; aber fatalistisch dem menschlichen Willen Gewalt anzuthun, haben sie keine Befugniß. Ihre Versprechungen, ihre Wahrsagungen lassen der Handlungsweise völlig freien Raum, ihre Geschäfte sind: „Thaten ohne Namen.“ Sie sind die bloße Verkörperung der inneren Versuchung; sie kommen im Gewitter und verschwinden in der Luft, wie leibhafte Triebe, die, aus dem Blute aufsteigend, die Blasen des Ehrgeizes und der Sünde in der Seele aufwerfen; sie sind die Schicksalsschwestern nur in dem Sinne, in dem wir, nach Göthe's wie nach Shakespea=

re's Vorstellung, unser Schicksal selber im eigenen Busen tragen. Macbeth hat mit keiner äußeren Gewalt zu ringen, indem er ihnen begegnet, sondern nur mit seiner eigenen Natur; sie versinnlichen die böse Seite seines Wesens, die man nicht in seinem Gesichte liest; er fällt nicht auf die Plane seines königlichen Ehrgeizes, weil ihm diese Anlockung von außen nahe tritt, sondern diese Versuchung wacht in ihm versinnlicht auf, weil jene Plane lange her in ihm schlummerten. In ihm selbst sind diese bösen Mächte, die ihm das Blendwerk seiner Strebsucht vorspiegeln. Sie treten ihn an, als er auf der höchsten Stufe seines Glückes, seiner Gunst und Tapferkeit steht.

Die besiegte Rebellion stellt ihn über den schwachen Duncan, der sich selbst nicht zu helfen weiß; die erlangte Würde eines Than von Cawdor gibt seiner Macht zu und legt es ihm nahe zu überdenken, wie viel glücklicher Er die Verrätherrolle gespielt haben wurde, als der von ihm Besiegte, der vorher diese Würde trug; dann kommt die Gelegenheit von Duncans Besuch hinzu und die Einwirkung seines Weibes. Dies sind natürliche Antriebe von solchem Gewicht, daß sie zusammengefaßt wohl die übernatürliche Macht bilden, die der Dichter poetisch nach der Geschichtssage verkörpert hat.

Macbeth's Weib ist von Shakespeare nach einem

Winke in der Chronik von Holinsched über die Gattin jenes Donwals angelegt, die diesen zu dem Morde des Königs Duffe anstiftete. Sie stellt sich auf den ersten Anblick dar als eine Clytämnestra an Stolz, Grausamkeit, Unerschrockenheit und Gewissenlosigkeit, als ein mächtiges Weib, das noch mehr Furcht als Haß in uns weckt, von furchtbarer Sicherheit im Wollen, von dreifach gestählter Entschlossenheit. Sie ist ganz das Gegenbild von ihres Gatten übersichtigem und phantasievollem Wesen, kalt von Verstand und ruhig von Blut. Keine übernatürliche Versuchung tritt ihr nahe, sondern nur die nüchternen in dem Briefe ihres Mannes; keine Vorstellung schreckhafter Folgen, keine Mahnstimme eines Gewissens erschreckt sie, wie Macbeth, vor der That; während derselben bleibt sie umsichtig, überlegt, zur Verstellung geschickt; nach ihr wäre sie fähig, das Geschehene bald zu vergessen. Sie fühlt, daß, solche Thaten wie Macbeth zu begrübeln, sie toll machen würde, sie mahnt daher davon ab und ist gelassen genug, dieser Einsicht ihrerseits Folge leisten zu können. Dieser Einsicht sich bewußt, die sie zu solch' einem Werke befähigen, treibt sie den unentschlossenen Mann zu der Schreckensthat an; sie drängt ihn, seinen unbefestigten Vorsatz auf den festen Haltpunkt zu schrauben; der Gatte gefällt ihr nur in dem Momente, wo er den ersten Gedanken faßte, da er sich die Gelegenheit selbst

schaffen wollte, die sich nun von selber darbietet; sie stürmt in ihn, das was ein Geschenk des Schicksals sein konnte, als einen Raub an sich zu reißen; und die natürliche Beredtsamkeit und Ueberzeugungskraft des guten Muthes, des Entschlusses und inneren Einigkeit erdrückt den wortkargen, schwankenden und gedankenvollen Mann. In dieser Beredtsamkeit kann uns Lady Macbeth als ein eingefleischter Teufel erscheinen, abgethan von jedem Reste der Weiblichkeit und Menschlichkeit. Hätte sie geschworen wie Er, sagt sie zu Macbeth, so würde sie ihrem lächelnden Säuglinge das Gehirn ausschmettern, obgleich sie aus Erfahrung wisse, wie zärtlich die Liebe der stillenden Mutter ist. Dennoch läßt sich schon hier, auf der unnatürlichsten Spitze ihrer Leidenschaft und ihrer Grausamkeit, herausfinden, daß der Dichter diesem Weibe doch die „Milch der Menschlichkeit" nicht ganz entziehen wollte. Zu jener anfänglichen Spannung ihres Wesens, zu der Verleugnung ihres Geschlechtes thut sie schon ihrer Natur einen förmlichen Zwang an. Sie ruft zu diesem Werke ihrer Entweibung die höllischen Geister auf, ein Zug, der ihrem ganzen Wesen sonst fremd ist. Diese sollen sie randvoll von Grausamkeit machen und der Reue den Zugang zu ihrem Blute verstopfen, daß nicht die Stacheln der Natur ihren Vorsatz erschütterten. Sie vermißt sich nun, da sie ihren Gatten kennt, die männische Rolle, zu

der sie ihre Natur festzuschrauben sucht, durchzuführen und die Mordthat selbst zu verüben; Macbeth solle, sagt sie ihm, nur ein heiteres Gesicht annehmen und das Uebrige ihr überlassen; sie macht den Plan und spricht dabei von sich und ihm, die an dem Werke Theil haben sollen; sie berauscht die Wächter und legt ihre Dolche zurecht; sie hat das Reizmittel, das sie brauchte, diese Wächter trunken zu machen, nöthig gefunden, um sich Kühnheit und Feuer zu geben; sie wollte dann den Stoß selber führen, — da, an dem Haltpunkte selbst, schraubt sich die überspannte Natur in ihr ab; jene weggefluchten Stacheln der Natur treffen sie, da sie den schlafenden König ihrem Vater ähnlich findet, und das Weib muß den Mann zu dem Geschäfte vortreten lassen, das mehr als einen Mann verlangt. So wird sie nachher auch von dem rührenden Jammerlaut seiner Reue erschüttert, obgleich sie jene Geister beschworen hatte, der Reue keinen Zugang zu ihrem Blute zu geben. Da aber die Gefahr der Entdeckung sie aufschreckt, findet sie schnell ihre Ruhe, ihre Vorsicht, ihre Unerschrockenheit wieder und kann mit Vorwurf auf den Mann des schwankenden Vorsatzes herabblicken. Sie hat von Anfang an mehr die Sicherheit des Zuschauers in dem Spiele, sie verliert sie im Momente, da sie selbst die Züge führen will, sie findet sie wieder, sobald sie an ihre Stelle zurückgetreten ist. Sie hat

aber die Hand mit im Spiele gehabt, gleichsam noch ehe es angelegt war. Die Träume des Ehrgeizes waren von diesem Paare schon frühe geträumt; die unbestimmten Träume, da Versuchung und Gelegenheit kommt, reifen in ihrer Seele schneller als in ihm zu wirklichen Entwürfen. Die Kühnheit zu diesen Entwürfen und die Festigkeit der Entschlüsse zu ihrer Ausführung findet sie in dem endlosen Vertrauen auf diesen starken Mann, dem sie Alles zutraut, dem in ihrer Ansicht alle Größe gebührt, an dessen Herrlichkeit sie sich freut und stützt. Dies ist ihre eigentliche Natur und Geschichte, und es ist zugleich das, was mit ihr so weit versöhnen muß, daß sie unseres Mitleids nicht völlig verlustig gehen darf. —

Diese Frau also, die durch ihr Hingeben und Aufgehen in Macbeth dem Gatten viel gefährlicher ist, als sie es durch ein imposantes und selbstständiges, männisches Wesen sein könnte, geht ihn, um seinen verderblichen Entschluß zu entscheiden, mit dem Mittel an, das sie für das wirksamste hält; sie regt, sagten wir, seine Thatkraft an, sie ruft seinen Ehrgeiz auf und faßt ihn bei seiner Mannhaftigkeit. Daß sie ihm Mangel an Liebe vorwirft, das bewegt ihn nicht; daß sie ihm mit aller Sicherheit einen sichern Erfolg verspricht, das macht ihn eher schon schwanken, daß sie ihn mit seiner Manneswürde stachelt, das wirft ihn um. Fürchtest

du, sagt sie ihm, derselbe in That und Muth zu sein, der du im Wunsche warst? Wolltest du haben, was du für die Zierde des Lebens hieltest, und dachtest du als ein Mann in deiner eigenen Achtung zu leben, indem du Ich wag's nicht warten läßt auf Ich möchte, wie die arme Katze im Sprichwort, die gern fischen, aber nicht sich die Füße netzen wollte? Noch antwortet er ihr hier aus dem ehrenvollen Standpunkte, den er bis dahin immer eingenommen hatte, aus dem edlen Lebensgrundsatze, der mit jenem Wahlspruche Hamlet's im Sinne wohl zusammenstimmt, auf dem er hätte beharren sollen. Ich thue Alles, was ein Mann thun kann; wer mehr thut, der ist keiner! Es war also, sagt sie ihm, indem sie ihn sarkastisch von diesem Standpunkte herabzieht, ein Thier, kein Mann, das aus dir sprach, als du das Unternehmen mir eröffnetest? Und indem sie ihn über jenen Standpunkt hinaufschraubt, fügt sie zu: Als du es auszuführen wagtest, da warst du ein Mann; und wärst du mehr als du warst, so würdest du um so viel mehr ein Mann sein. Das war der Sporn, der ihn, wie er es von seinem Ehrgeize sagt, in beide Seiten traf und ihn sich überstürzen und über des Mannes und des Menschen Sphären hinausgehen machte. Immer und immer wieder rührt sein Weib diese Seite in ihm an, und statt Eines Tones giebt er ihr einen vollen Accord zurück. Ja, nach=

dem das erste Grauen während und nach dem Königsmorde überwunden ist, bedarf es nur noch bei jener Erscheinung des Geistes Banco's ihrer Aufrufe; gleich nach dem Morde schon überbietet er ihre Anschläge. Noch in seinen Erschütterungen nach der That schilt sie ihn unstät von Vorsatz und nennt es Kinderaugen, die sich vor dem gemalten Teufel, vor Schlafenden oder Todten fürchten; ihre Hände seien blutig wie seine, aber sie würde sich schämen, ein so weißes Herz zu haben wie Er. Gleich darauf handelt er schon ohne sie; er tödtet die Diener, auf die der Mord geschoben werden sollte, woran sie nicht gedacht hatte; sie glaubt mit den hingelegten Dolchen Alles gethan, aber da Er die Männer und ihr Entsetzen sieht, wird sein gefahrblickendes Auge heller und er hat einen neuen sichernden Mord bereit, wo sie nur eine Ohnmacht. Er geht weiter; der Fluch der bösen That erfüllt sich, daß sie fortzeugend neues Böses gebären muß; „die schlimm begonnenen Dinge will er stark machen durch Schlimmes." Er fürchtete die bösen Folgen, aber nun schafft er sie sich selbst. Mißtrauen erfüllt ihn gegen den Mitwisser jener Weissagungen; auch argwöhnt Banco auf ihn, aber er verschließt seinen Argwohn in sich; was aber Macbeth noch mehr gegen ihn reizt, ist sein Neid auf die Nachfolge, die Banco's Geschlechte zugesagt war. Der Erfolg des Verbrechens schien nicht gesichert, wenn

diese Prophezeihung bestände; der Ehrgeiz war nicht gesättigt, so lang diese Mißgunst zurückblieb. Hier erhebt sich Macbeth schon zu jener übermännischen Stärke, die dem Schicksale sich kühn entgegenwirft. Glaubte er den Sprüchen der Nooren, wie er denn Ursache hatte, so mußte er auch dem Spruche glauben, der Banco begünstigte. Er denkt aber nun schon vom Geschicke sein Glück zu ertrotzen und Banco's zu zerstören. Schon ruft er in feierlichen Worten (III, 1) das Schicksal in die Schranken, mit ihm bis auf's Aeußerste zu kämpfen. Er stiftet die Mörder des Banco und seines Sohnes an.

Es ist sehr bezeichnend, daß er bei diesem Geschäft die Bestimmungsmittel gebraucht, die auf ihn am schärfsten gewirkt hatten: er ruft in den Mördern ihre Mannheit auf. Seinem Weibe spart er jetzt schon das Verbrechen der Mitwissenschaft von Banco's Tode; auch sie hat darauf gedacht, aber er hat schon gehandelt, und ohne sie. Das Entkommen des Fleance sollte ihn noch einmal an die Unfehlbarkeit der Schicksalssprüche mahnen. Aber jetzt tröstet er sich schon damit, dieser hätte doch keine Zähne für die Gegenwart. Die Furcht also vor Banco und das böse Gewissen dem Mitwisser gegenüber hatte zu dessen Tode mitgewirkt. Diese Furcht und dies Gewissen sollen noch einmal seine zusammengeraffte Mannheit erschüttern, als ihm der Geist des Banco erscheint. Dies reißt seine Natur aus ihren

Fugen, sein Weib beschwichtigt die Gesellschaft, beschönigt und entschuldigt in der alten Geistesgegenwart seine Anfälle und läßt ihn seine Schwäche mit dem alten empfindlichen Vorwurf fühlen: bist du ein Mann? Ja, sagt er, und ein kühner, der das wagt anzuschauen, wovor der Teufel blaß wird! Sie fahrt fort in ihren bitteren Sarkasmen gegen seine Entmannung: dieses Auffahren möchte wohl ziemen bei einem Weibermährchen am Winterfeuer. Da geht er im Trotze so weit, dem eben verschwundenen Banco zuzutrinken, nun noch einmal macht die Erscheinung seine starken Nerven erbeben. Er darf sich rühmen: Was Einer wagt, wag' ich! und doch ist seine Mannheit vor diesem Anblick dahin. Es sind die letzten Krämpfe seines Gewissens und seiner schreckhaften Vorstellungen. Noch vor nicht lange blickte er unter den Anfällen der Reue wie neidisch auf Duncan's sicheren Schlaf nach des Lebens Fieberanfällen schmerzlich zurück, jetzt sieht er sich so tief im Blute, daß es ihm einerlei scheint, ob er sich vor- oder rückwärts wende. Bisher scheute er Banco's Argwohn und Nachstellung, jetzt späht er durch Spione alle Häuser aus, verfolgt die Verdächtigen, bedroht die entflohenen Prinzen, fordert den rückhaltenden Macduff vor und läßt seine Familie erwürgen. Bisher hatten sich die Gewissensqualen in dem Manne, der den Schlaf gemordet hatte, auch darin geäußert, daß er den eignen Schlaf

gemordet hatte, daß er dieses Labsals der Natur entbehrte und von Träumen gequält war, jetzt will er bei allen seinen grausen Vorhaben trotz dem Donner ruhig schlafen. Einst war seine lebhafte Phantasie von einem bloßen Schrei zur Nachtzeit aufgeregt, jetzt hat er sich mit Schrecknissen gesättigt und den Sinn der Furcht fast verloren. Ehemals ging er über seine Thaten mit sich zu Rathe und Bedenken und Beredungen gingen voraus und mitten durch; jetzt hat er Dinge im Kopfe, die gethan sein wollen, ehe überdacht; er findet sich noch jung und unreif in Thaten, so lange er es nicht dahin gebracht, daß dem Vorsatz die That unmittelbar folge, daß der Erstling des Herzens auch der Erstling der Hand sei, daß jedes Wortgeprahl als eitle Narrheit aufgegeben werde, daß Gedacht Gethan sein einziger Wahlspruch sei. Zu diesem Aeußersten der Thatsucht hatte ihn die Flucht Macduffs gebracht. Er ahnte Böses von ihm, er verschob seinen Tod, er hört von den Schicksalsschwestern, daß wirklich in ihm die Gefahr für ihn liege; von nun an will er keine That mehr durch Aufschub verlieren. In dieser höchsten Ueberspannung seiner Natur wird er durch die Schicksalsschwestern gefestigt, die jetzt unter der Anleitung ihrer Meisterin auf ihn wirken. Sie sehen es darauf ab, diese Verstocktheit in der Sünde, diese Abgeschlossenheit auf die menschliche Kraft, diese Nichtachtung jedes göttlichen Gesetzes in ihm zu pflan-

zen und zu pflegen: das, was jene Zeiten mit einem Begriffe, der unserer Sprache nachher verloren ging, Sicherheit nannten. Diesen Gegensatz des religiösen Abhängigkeitsgefühls, diese Abwesenheit des gewissenhaften Zweifels, dieses überhobene Vertrauen auf das menschliche Vermögen nennen die Schicksalsschwestern ausdrücklich den Feind, der den Menschen am tödtlichsten ist. Ihre zweideutigen Orakel festigen ihn in dieser Sicherheit; ihre Absicht geht dahin, daß er sein Schicksal beschleunigen, dem Tode trotzdem und seine Hoffnungen über alle Mäßigung, Gnade und Furcht hinaussetzen solle. Wie er denn die letzten Täuschungen des Teufels erfährt und sein tragisches Ende nahen sieht, jetzt sieht man, ganz wie sonst den Reizmitteln seines Weibes gegenüber, den Männertrotz sich heben in ihm bis an's Ende. Da diese Enttäuschung seine „Sicherheit" erst erschüttert hat mit Zweifeln, ringt jetzt sich auch die Furcht wieder gegen seine Mannheit empor; aber er ringt sie jedesmal nieder, zaghaft im Gewissen, tapfer im Willen. Wie der Birnams-Wald naht, zieht er einen Augenblick seine Entschlossenheit ein, aber dann hebt er sich zur Vertheidigung mit jener Tollheit, die die Besserdenkenden tapfere Wuth in ihm nennen. Wie Macduff ihm sagt, daß er aus seiner Mutter Leibe geschnitten sei, giebt er seiner Furcht nach: Ich will nicht mit Dir fechten. Aber ein Spott in Macduff's Worten, wie

einst in seines Weibes, und sogleich ist der Held wieder da, um als Held zu sterben. Groß wie jener Hagen in den Nibelungen, nöthigt er steigend in grausen Thaten noch immer Achtung ab; das Gepräge des angeborenen Herrenthums ist in ihm sichtbar bis zuletzt, so daß die Größe seiner männlichen Kraft und die Macht seines Entschlusses fast die Größe der Schuld in ihm aufwiegt und deckt. —

In der Kraft der seltenen Verbindung der Universalität, der wir Deutschen uns gern rühmen, mit der Totalität, die des Engländers Natur ist, steht Shakespeare vermittelnd zwischen beiden Nationen und ist für Beide ein gleich großes Beispiel und Muster, für jedes Volk von einer andern Seite, weil er besitzt, was da und dort einen Mangel der Volksnatur ausdrückt. Uns Deutschen imponirt er von der Seite seiner Totalität, mit der er unsere gesammte Dichtung in tiefen Schatten wirft. Unsere Dichter fanden kein geschlossenes Staatswesen und Volksthum, keine herrschende Geschmacksrichtung und Dichtungsart vor; jeder strebte daher die Kunst und das Leben, da ihm eine fertige reelle Existenz der Nation nicht in bestimmte Bahnen lenkte, nach eigenen Idealen erst zu schaffen und zu begründen; über diesen weiten Bestrebungen entging der nahe liegende Erfolg; und unser größter Dichter gestand, daß er nur gewußt habe, was er gewollt und gesollt, aber, getheilt

und zerstreut, in Nichts das eigentliche Ziel erreicht und nur bei den Werken anderer Meister sich befriedigt gefunden habe mit dem, was sie gethan. Es ist daher erklärlich, daß die Nation, zwar mit so ungeheueren Massen dichterischer Erzeugnisse gesegnet, immer einen Mangel unbefriedigt empfand, den sie sich mit Shakespeare's Werken ersetzte, und daß sie den ehrgeizigen Glauben unterhält, es stehe in der Geschichte ihrer Dichtkunst der Mann noch auf, der unser deutscher Shakespeare heißen werde. Freuen wir uns indessen an dem englischen Shakespeare in unverkümmerter Freude, auch auf die Gefahr hin, daß ihm ein deutscher nicht folgen werde. Lernen wir, selbst als Nation, von ihm, uns nicht darüber zu grämen, — daß ein Fremder unserer eigenen Dichtung den Preis abgewinnt; ringen wir mit dem Britten dagegen um den Ruhm, ihn zu verstehen und ihn dadurch bei uns einzubürgern.

Mit Göthe's vielumfassender Menschenkenntniß verband Shakespeare Schiller's unerschütterliche Menschenachtung, die Göthe verlernte. Göthe verlernte sie im einzelnen Umgange, in einem zerstreuten Leben von vielfach kleiner Thätigkeit, in seiner Abneigung und Unkenntniß der großen Welt der Politik und Geschichte; in dieser Welt bewegte sich gerade Shakespeare und fühlte sich in ihr wohl, und erhielt sich in ihr seine Menschen-

achtung, weil da immer, selbst in Göthe's Ansicht, ein großes Wesen wirkt, wo die Menschheit vereinigt arbeitet. Shakespeare reißt uns daher immer zu den Höhen des thätigen Lebens, in Schiller's Geiste, hinan, die Göthe immer mehr aus den Augen verlor, je näher er uns den Höhen der Bildung zuzuführen strebte. So ist es denn kein Wunder, daß Shakespeare mit so großer Macht nach Deutschland herüber wirkte, daß er trotz dem Abstand der Zeiten die Wirkungen der mit uns lebenden Dichter überboten, daß er bei den Unbefangenen die nationale Eifersucht überwunden hat und in der Schätzung selbst über unsere Lieblinge, deren Größe und Bedeutung die Nation wahrlich in keiner Weise verkannt hat, hinausgetreten ist. Auch in den Anfängen dieser denkwürdigen Einflüsse Shakespeare's auf Deutschland steht er mit Homer auf Einer Linie. Beide haben den besseren Tag unserer Dichtung erst heraufbeschworen und Beide unseren größten Meistern, den Lessing, Göthe und Schiller die stärksten und fortwirkendsten Impulse gegeben. Seit diesen Zeiten haben Shakespeare's Werke vom Westen Amerikas bis in den Osten Europas immer größere Eroberungen in dem germanischen Stamme gemacht. Denn diesem Stamme gehört er eigen kraft seiner generellen Natur, die ihn nie von nationaler Seite als einen verstockten Engländer, von religiöser Seite nirgends als einen beschränkten

Mann, der Confession, von Seiten seines dichterischen Geschmacks keineswegs als einen einseitigen Sachsen zeigt. Nur in den vermischten Nationen, wo die engen nationalen Conventionen der Kunst, weit mehr aber das katholische Bekenntniß und was damit zusammenhängt, Shakespeare's Werken den Zugang erschwert, steckt seine Verbreitung. Diese Beschränkung auf den germanischen Stamm ist aber nicht ein Zeichen der Beschränkung des Dichters oder einer allzugroßen Besonderheit seines Kunstideals. Die Natur der Zeiten und Völker ist wohl der Art, daß sie sich in ihren Geisteswerken einander ausschließen; auch Homer ist durch 1000 Jahre des Mittelalters unbekannt gewesen und Calderon und Dante sind nicht weiter nördlich gedrungen, als Shakespeare nach Süden. Der germanische Stamm aber ist an Geist und Körper groß genug, um seinen Geschmack dem südlichen und antiken selbstständig gegenüber stellen zu dürfen, und seine Bildung hat noch eine so unermeßliche Aussicht auf Ausbreitung und Dauer, daß auf alle Fälle unserem Shakespeare kein geringeres Loos der Wirksamkeit zugemessen ist, als den größten Dichtern unter Griechen und Romanen.

Elftes Kapitel.

Lebensabend.

Der 5. Juni des Jahres 1607 lag mit wunderbarem Glanze über Stratford und seiner Umgebung. Der Himmel war so schön blau, wie man ihn dort nur selten zu sehen gewohnt ist. Die reine Luft in tiefen Zügen zu athmen war eine Wonne, und wonnig lachte denn auch Alles ringsumher, Pflanzen und Thiere und Menschen, wo man sie sah und begegnete.

Auch in dem hübschen, nicht allzugroßen Garten von New-Place, dem Hause des berühmten nnd angesehenen Dichters und Theater-Unternehmers, Sir William Shakespeare, stand Alles in voller Pracht.

Namentlich waren es die Rosen, die in einer solchen Fülle ringsumher blühten, daß die leichtbewegten Lüfte ihren Duft bis in die entferntesten Winkel des Gartens trugen. Aber auch andere Kinder Floras gesellten sich dieser Königin der Blumen und beurkundeten durch ihre schöne Gruppirung den fein gebildeten Geschmack des Besitzers.

Gar schön und stattlich schaute dabei New-Place selbst, mit seinen zwei Stockwerken, der sieben Fenster breiten Fronte, den drei Giebeln und dem von Säulen getragenen Portal, auf seine liebliche Umgebung herab.

Auf dem hohen Dache des schloßartigen Gebäudes saßen und liefen hin und her eine Menge weißer Tauben, immer ein Paar schöner, als das andere. Gar nett sah es dabei aus, wenn die reinlichen Thierchen so zärtlich und vertraulich mit einander thaten, sich schnäbelten, oder die stattlichen Tauber, alle Secunde den Kopf gegen die Erde senkend und die Kröpfe aufblasend, ihr Kuckruguh riefen.

Majestätisch schritt dagegen auf dem kleinen Hofe zwischen Haus und Garten ein Pfau einher; die Krone des Hauptes — oben goldgrün, unten schwarz — stolz tragend, den Schweif in einem gewaltigen Rade gehoben, so daß die prachtvollen Augen, mit dem Blau, Grün und Gold des Halses harmonirend, weithin schillerten.

Und dies Bild behäbiger Ruhe fand es denn nicht seine Vollendung in der kleinen Gruppe, die dort im Schatten des Maulbeerbaumes um den Frühstücktisch saß: ein Mann, wohl drei und vierzig Jahre alt, edel von Gesicht und Gestalt, gehüllt in die ernste kleidsame Tracht jener Zeit, von schwarzem Sammt und schwarzem Atlas, — ihm zur rechten Seite ein altes

Mütterchen mit schneeweißen Haaren, in der schlichten Festkleidung einer Stratforder Bürgerin, ... zur Linken des Mannes — das reizende Gesichtchen voll Glück und Seligkeit an dessen Schulter gelehnt — ein Mädchen in jugendlicher Frische in vollem bräutlichen Staat.

Es war Sir William Shakespeare, der wohlbestellte Inhaber von New-Place, seine alte Mutter Mary, und Susanne, die älteste Tochter des Dichters, die bereit war noch heute ihr Hochzeitsfest mit einem jungen wackeren und angesehenen Arzte Stratford's, Dr. John Hall, feierlich zu begehen.

Aber woher diese Veränderung? — Was führte den gewaltigen weitausstrebenden Dichter in die stillen Kreise seines Geburtsortes, seiner Familie zurück?

An Vergangnes und an Fernes
Denk' ich, wenn die Zeit mich schreckt,
Und vergeß' beim Glanz der Sterne
Daß die Nacht das Weltall deckt.

Will kein Ton dem Innern klingen
Und entzücke kein Bild den Blick,
Bringt Erinnerung auf Schwingen
Töne, Bilder und das Glück.

Vier Jahre waren jetzt seit dem Tode der Königin Elisabeth und der Thronbesteigung Jacob I. verflossen, ... vier Jahre des Ruhmes, der Anerkennung

und des finanziellen Gedeihens für Shakespeare; doch war diese Anerkennung allerdings keine, wie sie Shakespeare jetzt zu Theil wird, da sie sich lediglich auf die engeren Cirkel der Theaterbesucher und weniger adliger und nichtadliger Schöngeister beschränkte.

Einen richtigen Begriff der Shakespeare'schen Größe hatte man damals noch lange nicht.

Wohl ehrte ihn auch der Hof, als den Schreiber guter und unterhaltender Theaterstücke, ja König Jacob I. selbst sprach ihm seine Anerkennung in einem eigenhändig unterzeichneten Schreiben aus; dabei aber blieb es, und der große Shakespeare durfte sich einer Auszeichnung oder Anerkennung anderer Art so wenig von König Jacob, als von der Königin Elisabeth rühmen.

Desto aufrichtigere Liebe, Verehrung und Anerkennung fand der Dichter bei seinem Freunde und Gönner Southampton, der sich, nach seiner Befreiung aus dem Tower, mit doppelter Innigkeit an Shakespeare anschloß. Leider konnte Sir Robert Cary nicht der dritte im Bunde sein, da er sich wieder nach Berwick zurückgezogen.

Aber in Shakespeare's innerem Leben waren ja unterdeß auch jene Wandlungen eingetreten, welchen ein so tiefer und gewaltiger Geist naturgemäß nicht entgehen konnte.

Immer höher und höher hatte sich sein Genius aufgeschwungen; mit diesem Aufschwunge aber war auch sein besseres Ich mehr zur Geltung gelangt.

Das Verhältniß mit Rosamunden, das — so sinnlich schön es gewesen — ihn lange in unrühmlichen Fesseln gehalten, war längst gelöst. Der Tod selbst zerhieb den Knoten, indem er das verführerische Weib in jenen für London so entsetzlichen Tagen der herrschenden Pest in seine Arme nahm.

Der Hof hatte sich vor der furchtbaren Krankheit nach Windsor geflüchtet; die königlichen Schauspieler mußten folgen und als Shakespeare endlich mit dem Hofe zurückkehrte ... fand er die Geliebte unter den Todten.

Aber das Schreckliche jener Katastrophe hatte die Gemüther so gewaltig erschüttert, daß kaum ein einzelner Schmerz mehr Platz greifen konnte. Ueber den Gräbern der vielen Tausenden, die die Pest hinweggerafft, erhob sich das Leben mit einem so furchtbaren Ernst, daß es die Seele jedes besseren Menschen dem Ernst des Lebens zukehrte.

So ward der allgemeine Schmerz zu heilendem Balsam für die Wunde in Shakespeare's Brust; während er hebend und verklärend auf ihn zurückwirkte.

Aber auch die Schaalheit und Nichtigkeit menschlichen Treibens zeigte er in vollem Lichte. Shakes-

peare fing das Leben, wie er es bisher in London geführt, zu widerstehen an. So zog er sich denn vor allen Dingen von der Thätigkeit als Schauspieler zurück, in welcher er nie bedeutende Lorbeern geerntet, ja die ihn, wie seine Sonnette Nr. 110 und 111 deutlich bekunden, oft mit Bitterkeit und Abscheu erfüllt hatte.

Nur an dem Theaterunternehmen selbst blieb er betheiligt; aber auch hier sollten Shakespeare traurige Erfahrungen zurückstoßen: sein alter Freund Green, der sich bei einem ähnlichen Unternehmen betheiligte, fiel von ihm ab und ward aus Neid und Habsucht sein offener Gegner.

Auch mit dem Dichter Ben Jonsohn ging es Shakespeare nicht besser. Als Ben Jonsohn noch unbekannt war, reichte er einst der Direction des Globus ein Stück ein, das er so eben vollendet. Es wurde nach flüchtigem Ueberblick verworfen. Als es indeß Shakespeare später zufälligerweise zu Gesicht bekam, erkannte sein Scharfblick sogleich das hier noch schlummernde Talent. Mit der ihm eigenen uneigennützigen Güte, zog er nun Ben Jonsohn heran, empfahl ihn dem Publikum, und ließ das Stück, nach einigen Abänderungen und Verbesserungen aufführen. So war Ben Jonsohn der Weg zum Ruhm gebahnt.

Indeß, ... wer hat die bittere Erfahrung nicht gemacht: daß Undank der Welt Lohn ist? Auch hier

war dies der Fall: als Jonsohn berühmt geworden und den Schutz und die Freundschaft des größten Dichters seiner Zeit nicht mehr zu bedürfen glaubte, verleitete ihn der Neid zu den hämischsten Ausfällen und Angriffen gegen seinen früheren Freund und Wohlthäter. Mit kindischer Aufgeblasenheit beanspruchte er die Suprematie im dramatischen Genre, und da er selbst sehr langsam arbeitete, so schimpfte er auf das Gehässigste über Shakespeare's „Vielschreiben:", dessen Uncorrectheit, Sorglosigkeit und Mangel an Urtheil. So zerriß das Band der Freundschaft zwischen diesen beiden bedeutenden Männern. Aber der Riß ließ einen tiefen Stachel in Shakespeare's Brust zurück.

War es da ein Wunder, daß nach all' den bitteren Erfahrungen, ... nach all' den Stürmen und Kämpfen des Lebens, dem Herzen des Dichters eine unendliche Sehnsucht nach Ruhe und Zurückgezogenheit überkam? War es ein Wunder, daß sich unwillkürlich seine Gedanken und Wünsche den alten Erinnerungen wieder zukehrten?

„An Vergangnes und an Fernes
Denk' ich, wenn die Zeit mich schreckt
Und vergeß' beim Glanz der Sterne,
Daß die Nacht das Weltall deckt.

Will kein Ton dem Innern klingen
Und entzückt kein Bild den Blick,

Bringt Erinnerung auf Schwingen
Töne, Bilder und das Glück.

Er dachte der Mutter, seines Weibes, ... der Kinder!

Hamnet war todt! aber Susanna und Judith standen jetzt als blühende Mädchen da.

Waren das nicht Herzen, die ihm gehörten? Lag dort nicht eine Heimath der Liebe?

Warum sah' er doch immer das für eine Wüste an, was vielleicht eine schöne, friedliche Oase war?

Und sein Weib, seine Anna ... was hatte sie an ihm verbrochen?

War es ihre Schuld, daß ihr Geist dem Geiste eines Mannes, wie er war, nicht genügen konnte?

Wen hatte er denn sonst in dem Leben gefunden, der ihm in dieser Beziehung ganz genügte? Wen? ... außer seinem Freunde Southampton? und sah' nicht auch dieser an ihm, wie an einem Riesen hinauf?

Ja, ja! die dreiundvierzig Jahre, die jetzt hinter ihm lagen, hatten ihn doch — nicht als Dichter, wohl aber als Mensch, — bedeutend ruhiger gemacht. Der Wagenschlag der Leidenschaft fing an, sich bei dem reiferen Manne mehr und mehr zu legen.

Warum von seinem Weibe etwas anderes verlangen, als was sie bieten konnte; ... warum seine Kinder so ganz ohne Vater lassen, ... warum über den Lebens-

abend der alten, guten und treuen Mutter nicht noch einen warmen Sonnenblick der Liebe fallen lassen?

Wohl hatte er den Vater, so lange er noch lebte, Mutter, Gattin und Kinder — seit den Tagen, da er es vermochte, — mit Geld unterstützt; aber ist denn Geld ... Liebe? kann Gold das Kindes-, das Gatten-, das Vaterherz ersetzen?

Und hatte er nicht in Stratford seine schöne Besitzung New-Place? Trieb es ihn nicht auf Zeiten hinaus, aus dem Gewühl und Getümmel des ewig bewegten, ewig handelnden, ewig sich vergnügenden London?

War nicht längst im Stillen der Wunsch und die Sehnsucht in ihm herangereift, den Abend seines Lebens da zu verbringen, wo seine Wiege gestanden?

Hatte er nicht, als er — jetzt vor sieben Jahren — New-Place zum ersten Male nach dem Neubau auf zwei Tage besucht, einen Maulbeerbaum mit eigener Hand in dem Garten gepflanzt, mit dem Gedanken: einstens in dessen Schatten die Sonne seines Lebens untergehen zu sehen?!

Nun! ... heute saß er ja darunter. Der Entschluß war gefaßt und ausgeführt worden: den Sommer in Stratford, im Kreise seiner Familie, den Winter in London in seiner bisherigen Umgebung, und mit der Leitung des Theaters beschäftigt, zuzubringen.

Der schaffenden Muse blieb das Hier und das Dort geweiht.

Und wahrlich! schon jetzt war eine stille Heiterkeit über ihn gekommen und hatte, wie der junge Tag, die Schatten jener Melancholie verscheucht, die sich in den letzten Zeiten so oft, gleich Londons Nebeln, über ihn ausgebreitet.

So drückte er denn auch jetzt der alten treuen Mutter liebevoll und freundlich die Hand und ihr in das, von so vielen und schweren Lebenserfahrungen und Sorgen tief gefurchte, in diesem Augenblick aber von Freude strahlende Gesicht schauend, sagte er mild:

„Wißt ihr auch, Mutter, an was ich eben, als am Hochzeitstage unserer guten Susanna, dachte?"

„Wie sollte ich?" — entgegnete die alte Frau, die vor ihrem berühmten Sohne, der da in der stattlichen Tracht der Hofleute saß und der Herr und Besitzer von dem prächtigen New=Place war, ordentlich Respekt hatte, und ihn mit einer Mischung von mütterlicher Liebe, Staunen und Stolz anblickte.

„Nun!" — rief William — „ich will es euch sagen: ich dachte an den Tag meiner eigenen Hochzeit!"

„Ist schon lange her!" — meinte die alte Frau mit einem kaum unterdrückten Seufzer.

„Wenn ihr ein Jahrhundert in vier Theile zerlegt" — sagte Meister William — „wird schier die rechte

Zahl herauskommen! Wovon hier" — setzte er dann hinzu, indem er mit Wohlgefallen auf die bräutlich geschmückte blühende Tochter blickte, — „der schönste Beweis steht."

Erröthend legte Susanna ihr Haupt an des Vaters Schulter; Shakespeare küßte sie auf die Stirne.

„Ich Thor!" — dachte er dabei — „daß ich dem lieben Kinde so lange ferne blieb!"

Dann rasch auf den ersten Ideengang zurückkommend, nahm er wieder das Wort und sagte:

„Das Leben umschließt doch des Wunderbaren mancherlei, und sichtbar bald, bald unsichtbar weben des Schicksals Mächte das Geschick der Sterblichen. Erinnert ihr euch, Mutter, unseres Hochzeitszuges?"

„Gewiß! gewiß!" rief die alte Frau — „wie hätt' ich das je vergessen sollen ... es war eine merkwürdige Geschichte, ... die Base sagte gleich ..."

„Wir begegneten der Königin Elisabeth ..."

„Ja, ja! O! ich weiß es noch, sie sah' prächtig aus ..."

„Aber ehe wir auf sie stießen ..."

„Kam eines ihrer Rosse ..."

„Das durchgegangen ..."

„In wildem Sausen daher ..."

„Und hätte mich bald niedergerannt."

„Ich vergaß den Schrecken nie."

„Das Thier riß mich von Hanna's Seite . . ."

„O William! William!" — rief hier Mutter Mary, Thränen in den Augen, — „ich sagte es gleich, es ist ein böses Ohmen; die Base aber meinte anders..."

„Und entsinnt ihr euch noch, wie das Pferd hieß?"

„Nein!"

„Die Königin nannte es Pegasus!"

„Und was ist damit?"

„Pegasus ist das Dichterpferd . . . ein Sinnbild des dichterischen Aufschwungs . . . ja, der Dichtkunst selbst!"

„Und" — sagte Mutter Mary — „ich verstehe immer noch nicht . . ."

In Shakespeare's seelenvollem Auge blitzte es wundersam. Es war, als hätte ihn plötzlich ein lichter Gedanken durchzuckt, . . . ein Gedanke der ihn wohlthätig berührt, der vielleicht für eine Schuld Erlösung auf seinen Fittigen trug.

„Und riß in Wirklichkeit nicht auch die Dichtkunst mich von Hanna's Seite?" — sagte er dann, die wunderbare Erregung in der eigenen Brust kaum verbergend. — „So war's denn doch der göttliche Beruf, mir vorgezeichnet in dem Lauf der Sterne!"

Mutter Mary und Susanna begriffen den Sprechenden nicht ganz, obgleich die Letztere, die ein aufgewecktes Mädchen war, eine Ahnung des richtigen Verständnisses überkam.

Die Alte aber schüttelte den Kopf und sagte:

„Und weißt du noch, Will, wie freundlich Ihre Majestät die Königin — Gott hab' sie selig — mit dir sprach?"

„Wohl weiß ich's!" — versetzte William.

„Die Base sagte gleich: das hat was zu bedeuten; gebt Acht, der Will wird doch noch ein großer und berühmter Mann."

„Doch noch!" — wiederholte Meister Shakespeare lächelnd. — „Wie viel in dem „doch noch" liegt!"

„Wie so? ... was meinst du, Kind?"

„Nun, des Schmeichelhaften wenig, das ist sicher!"

„Aber ..."

„Laßt's gut sein, Mutter Mary," — versetzte der Dichter — „ich weiß es wohl, wie oft und schwer ich euch und den Vater betrübte... wie unrecht ich an Weib und Kind gehandelt habe. Aber ... bei Gott!... ich konnt' nicht anders... Ihr wißt es, Mutter, mich widerte das Handwerk des Vaters an. Ich fühlte, daß ich für Anderes ... für Größeres geboren sei..."

„Ich dacht' es oft!"

„Der Vater wurde in dem Grade mürrischer und härter, als seine Umstände sich verschlimmerten. So träumte der Knabe, so träumte der Jüngling von einem Etwas, von einer Lebensbestimmung, von einem Glück,

von welchem er weder das eine noch das andere finden konnte."

„Armer Will!" — seufzte die Mutter mit feuchten Augen — „wie sehr haben wir, wie sehr hast du selbst darunter gelitten."

„Oft las ich Nächte hindurch in meinem Kämmerlein bei spärlichem Lampenlichte; oft entwarf ich schon damals Pläne zu Schauspielen ... namentlich, nachdem ich einst „König Ninos" geseh'n. Aber was half es ... der Vater war unerbittlich ..."

„Der arme, tiefgebeugte Mann! ..."

„Der mich durch die Auto da Fé's meiner Bücher und Schriften zur Verzweiflung trieb!"

„Vergieb ihm, ... er hat es doch gut gemeint."

„Er ruht im Grabe" — sagte hier Shakespeare ernst und feierlich — „und wußte es nicht besser. Möge die Erde ihm leicht sein. Ich vergebe ihm, doch .... lieben konnt' ich ihn nie."

Eine Pause entstand, nur unterbrochen von dem leisen Schluchzen der Mutter.

Shakespeare reichte ihr die Hand, drückte sie leise und sagte:

„Nicht weinen. Die trüben Tage sind jetzt vorüber und euch, gute Mutter, hab' ich stets geliebt."

„Ist's wahr, Will!" — rief die alte Frau, und ihre Augen strahlten freudig durch die Thränen.

„So wahr Gott lebt!“ — versicherte der Sohn. — „Wie oft sah' ich Tage, wo eine unbezwingbare Sehnsucht in mir aufstieg, wo ich mich nach Flügeln sehnte, um heimkehren und mich meiner guten Mutter voll Wehmuth und Liebe zu Füßen werfen zu können.“

„O Will! Will! warum kamst du nicht...“

„Weil ich des Vaters Rauhheit ... seinen Fluch fürchtete ... und ...“

„O! diese Heirath!“ — seufzte die Mutter — „und ich trug viel Schuld an ihr.“

Jetzt flossen auch Susanna's Thränen.

„Es war der wunderbare Weg, der mich zum Ziele führen sollte!“ — sagte der Dichter ernst. — „Unsere Liebe war eine schöne kurze Täuschung. Wir paßten nicht zusammen, und als wir aus dem kurzen Rausch erwachten, da ...“

„O still davon!“

„Ich klage Niemand an, als mich! ...“

„Vater!“

„Jeder Blick war ein stummer Vorwurf. Und als nun gar der Jüngling Vater wurde, als neue Lasten und Sorgen, neue Verwünschungen des Vaters, das gänzliche Verkennen meiner, von Seiten meines Weibes..“

„O schweige!“

„Da verzweifelte ich an Gott und mir. Kecke Bursche schürrten das Feuer meines Trotzes ...“

„Sie haben ihren Lohn.“

„Sie verhöhnten mich, daß ich ein Junge, . . . ein Knecht, ein Nichts im Hause der Meinen sei . . .“

„Gott mag es ihnen vergeben!“

„Sie lockten mich in den Wald, auf die Jagd hinaus . . .“

„Du hörtest die Bitten, das Flehen deiner Mutter nicht! . . .“

„Ach, Mutter! der Wald, der grüne, der herrliche Wald! er war ja für mich der Freiheit einziges Asyl!“

„Und wurde für Dich . . .“

„Wenn die Zweige über mir rauschten, wenn der Sturm in den Wipfeln brauste, da ward mir leichter um die schwere Brust. Mehr aus Liebe zum Walde, als aus Lust am Frevel, theilte ich ihr Vergehen. Ich mußte fliehen . . . doch . . . wunderbare Schicksalsfügung! . . . diese Flucht ward meine Hedschra!“

„O! ich wußt' es wohl!“ — rief hier Mutter Mary, deren Augen wieder strahlten — „und wenn sie Alle auf mich schimpften, Will, ich konnt' dich nicht verloren geben!“

„Gute Mutter!“

„Hatt' ich dich denn nicht seit Kindesbeinen beobachtet? dein Herz war gut, dein Geist feurig und edel! du warst lernbegierig, strebsam . . . aber . . . wir konnten dir nichts bieten. Dem Streben deines Geistes war

unser kleinbürgerliches Wesen zu eng. Aber mein Mutterherz sagte mir auch nach deiner Flucht und deines Schweigens ungeachtet, daß du nicht gesunken sein konntest. Verschließen mußt' ich's freilich in meiner treuen Mutterbrust; aber Will, wie oft hab' ich in meiner stillen Kammer gerufen: „Vor Niemand will ich es aussprechen, als vor dir, du Ewiger! du wirst mich noch einmal meinen Will sehen lassen, bevor ich sterbe; du wirst ihn noch einmal in meine Arme führen; und es wird kein Unwürdiger sein, den alsdann die weinende Mutter umschlingt!"

„Und Gott hat dein Gebet erhört, Mutter!" — rief hier Shakespeare, die alte Frau innig umschlingend und küssend — „dein verlorner und heimgekehrter Sohn ist jetzt kein unwürdiger mehr!"

„So laßt uns von nun an ruhig neben einander gehen!" — sagte hier eine weibliche Stimme hinter dem Dichter.

Alle wandten sich überrascht um.

Es war Anna Hathaway, William Shakespeare's Weib, an deren Seite Judith stand.

Von der Schönheit, die William einst an der jungen Hirtin entzückt, war freilich jetzt bei der einundfünfzigjährigen, so schwer geprüften Frau nichts mehr zu finden. Die Züge waren, nach abgestreifter Jugendblühte, derb und hart geworden. Das Schicksal hatte

dabei Anna, da weder Charakter noch Verstand seinen Schlägen ein Gegengewicht bot, abgestumpft; während das, was einst den schwärmerischen Jüngling als Einfachheit und Unschuld so sehr eingenommen und zu unüberlegten Schritten hingerissen, nun als eine, für einen Mann von Geist in der That zurückschreckende Beschränktheit und bäurische Derbheit auftrat.

So konnte sich Shakespeare's Weib nicht in die feinere Bürgertracht finden. Sie trug nach wie vor, die Kleider, wie man sie auf dem Pachtgute ihres Vaters zu tragen pflegte, während sich Susanna und Judith in der modischen Kleidung allerliebst ausnahmen.

„So laßt uns von nun an ruhig neben einander gehen!" — hatte Anna gesagt. So kalt sie dies aber auch gesprochen, durchzuckte es Shakespeare doch mit einem wunderbaren, halbschmerzlichen, halb freudigen Gefühl. Es lag doch immer ein Vergeben in diesen Worten, und zu vergeben hatte Anna gewiß ihrem Gatten viel.

William streckte ihr daher sichtbar bewegt die Hand hin und sagte in mildem Tone:

„Armes Weib! ich habe dir ein trauriges Schicksal bereitet!"

Die Züge Anna's blieben unbeweglich; dann entgegnete sie mit erschreckender Ruhe und Monotonie:

„Ei wohl! aber ich empfinde es nicht mehr! Die Zeit stumpft ab. Ich bin schon lange ruhig darüber. Was mir anfangs als ein großes Unglück erschien, sah ich bald als die nothwendige Folge einer unüberlegten Heirath an. Wir paßten eben nicht zu einander!"

„So ist es!" — sagte Shakespeare in dem Tone vollständigster Bestätigung.

„Ich bin" — fuhr Anna ruhig fort — „auf dem Land geboren und erzogen ... ich fühl' mich wohl da. Von Büchern und gelehrtem Zeug's versteh' ich nichts, und ... will auch nichts davon verstehn. Haus und Hof sind mein Alles! ... und ... darum bitt ich dich, Will, laß uns von nun an ruhig neben einandergehen. Ich bin dein Weib ... aber ich will dir, der du vornehm und reich und ein gelehrter und berühmter Mann geworden bist, nicht lästig sein. Laß mich auch ferner in deiner Eltern Haus bei der Mutter wohnen. Susanna hat, von heute an, ohnedem ihren eigenen Hausstand und Judith mag meinethalben hier, bei dir, in dem stolzen Hause bleiben. Es paßt für sie, die immer hoch hinaus will und sie wird dich, wie Susanna, verstehen ... sind ja beide doch blitz-gescheidte Kinder und haben Kopf und Mund auf dem rechten Fleck."

William sah' das einfach Vernünftige dieses Vorschlages ein.

Sie konnten sich ja alsdann doch Alle täglich in

New=Place sehen, . . . aber unausgesetzt in näherer Berührung mit Anna zu bleiben, dies wäre ihm so unmöglich gewesen, wie es Feuer unmöglich ist, seine Existenz im Wasser zu fristen.

Wasser löscht das Feuer und eine eheliche Existenz mit Anna wäre einer Auslöschung der poetischen Flamme gleichgekommen, die in Shakespeare's Busen loderte.

So war also, nach einer vierundzwanzigjährigen Trennung, Friede und Versöhnung in der Familie eingetreten, und, was besonders schön war, auf den Tag der Verheirathung Susanna's.

Nachgerade hatten sich auch jetzt die Hochzeitsgäste versammelt, und eben schritt, festlich gekleidet, der Bräutigam selbst, Dr. John Hall daher.

Es war ein netter Mann, als Arzt angesehen und von Allen als ein tüchtiger Mensch geliebt.

Susanna war in ihn wahrhaft vernarrt und flog ihm nun mit offenen Armen entgegen.

Shakespeare begriff in diesem Augenblick nicht, wie er — trotz allem Divergirenden — seine Familie so lange Zeit fast ganz hatte vergessen können.

Wer aber hat nicht an sich selbst schon die traurige Erfahrung gemacht, daß wir in dem Gewirre des Lebens, wo eine Erscheinung die andere verdrängt, und wir stets unter der tyrannischen Gewalt des Augen=

blickes stehen, Alles, selbst das Theuerste, vergessen lernen?

Und war nicht sein Leben als Dichter und Schauspieler, als munterer Geselle der Green's und Burbage's, als Freund der Southampton's und Essex, als Mitbewohner des riesigen, ewig bewegten Londons, ebenfalls ein ewig bewegtes gewesen?

Aber ebendaselbst erging es ihm auch jetzt bei seiner Rückkehr nach der Vaterstadt, nach Stratford, bei seinem Aufenthalte in dem reizenden New-Place, wie jenem Jüngling, den Spielhagen in seinen problematischen Naturen so trefflich beschreibt und von dem er sagt: so kam es denn, daß, als er sich jetzt plötzlich wie mit einem Zauberschlage auf das Land versetzt sah, der unsägliche Reiz der ersten leuchtenden Sommertage in einem schönen ländlichen Aufenthalte für ihn mehr als für die meisten Menschen etwas unsäglich Anziehendes, ja Hinreißendes und Berauschendes hatte.

— Und Shakespeare war noch dazu Dichter und kam aus dem in fast ewige Nebel gehüllten London! —

Es war ihm Alles so neu und doch so seltsam bekannt, wie wenn Jemand in eine Gegend kommt, die er schon lange vorher in seinen Träumen gesehen.

— Und waren dies nicht bei William die Träume seiner Kindheit? —

War dieser blaue Dom, der sich immer tiefer und

tiefer wölbte, derselbe Himmel, der sich so trostlos bleiern über dem Häusermeer der Residenzstadt spannte; waren diese funkelnden Lichter dieselben öden Sterne, zu welchen er, aus dem Theater oder einer heiteren Gesellschaft kommend, kaum einmal flüchtig emporgeblickt hatte?

Konnte ein Sommermorgen so reich an Glanz und Pracht, ein Sommerabend so weich und wollüstig sein?

Hatte er denn den Gesang der Vögel nie vernommen, daß er sich jetzt an ihren einfachen Liedern nicht satt hören konnte?

Hatte er denn nie Blumen gesehen, daß er jetzt nicht müde wurde, ihre schönen Farben und wundersamen Gestalten zu betrachten?

Es war ihm zu Muthe, wie Einem, der aus schwerer Krankheit wieder zum Leben erwacht.

Die jüngste Vergangenheit lag wie hinter einem dichten Schleier, aber weit Entferntes, im Meere der Vergessenheit seit langen, langen Jahren Versunkenes tauchte wie eine glänzende, zauberische Spiegelung wieder über dem Horizonte der Erinnerung empor! — —

William Shakespeare fühlte eine Ahnung von dem, was es heißen konnte: am Abende seines Lebens still glücklich zu sein.

Wie? Am Abende seines Lebens? ...

Er war ja erst drei und vierzig Jahre alt!

O! ihr Menschenkinder! ein Dichter wie Shakespeare bleibt, in seinem Genius, ewig jung! Aber es sind zwei Naturen in ihm, ... und die des Staubes zertrümmert der Sturm der Gefühle, der wilde Wogenschlag ewiger leidenschaftlicher Aufregung, das immer wiederkehrende Fieber einer glühenden Phantasie, das Gebären und Wiedergebären geistiger Schöpfungen ... zehnmal eher, als die gewöhnlichen Menschen.

Fest, groß und mächtig, ihren Wipfel stolz in die blauen Himmellüfte hebend, steht die Eiche jetzt noch da ... aber das Mark des Lebens ist verzehrt; ... ein Sturm ... ein Schlag ... und ... sie bricht zusammen! —

Heiter schäkerte jetzt das glückliche Brautpaar ... lustig begrüßten sich und sprachen die zur Hochzeit Geladenen; ... aber der, der mit fast fürstlicher Freigiebigkeit die Hochzeit in New-Place ausgerichtet, das Haupt der Familie, William Shakespeare, schien noch auf einen Hochzeitsgast zu warten.

Er saß, still vergnügt in sich, das Auge auf das glückliche Paar gerichtet ... doch blickte er mit nicht zu verkennender Spannung und Erregung auf, so oft sich an der Gartenpforte ein Geräusch vernehmen ließ.

Plötzlich fuhr er rasch empor, — seine Augen blitzten in erhöhtem Glanze, — ein neues jugendliches Wesen

schien Körper und Geist zu durchdringen. So eilte er, mit ausgebreiteten Armen, der Gartenpforte zu, durch welche eben eine hohe edle Gestalt, gefolgt von mehreren Dienern, eintrat.

„Southampton!... mein Henry!“ — rief Shakespeare freudig aus.

„Mein theurer Will!“ — entgegnete der Neuangekommene, und beide lagen sich in den Armen.

Es ist um eine wahre und aufrichtige Männerfreundschaft etwas Herrliches! Sie erhebt die Sterblichen zu Göttern, wie die Liebe; ja die Liebe gleicht oft dem Schatten des Morgens, der immer kleiner wird, ächte Freundschaft im Geiste der Alten dagegen, dem Schatten des Abends, der wächst, bis die Sonne des Lebens hinabsinkt.

So war es mit der Neigung der beiden edlen Männer Southampton und Shakespeare, und zwar um so mehr, als ihre Freundschaft die Feuerprobe bestanden.

Es war ein kurzer trüber Tag gewesen, der an derselben vorübergezogen. Dem süßen, dämonisch-lieblichen Wesen, Rosalinde, mußte seiner Zeit auch Southampton vorübergehend erliegen. Shakespeare, in seiner Seele schmerzlich berührt, glaubte durch diese Neigung sich in der Liebe des Freundes verkürzt. In Sonnetten hauchte er seine Klagen darüber aus, bis die Wolke zer-

rann und der Tag der Freundschaft mit dem alten vollen Glanze wieder hervorbrach.

Jetzt konnten sie sich kaum mehr entbehren; darum hatte auch Meister William die Ueberzeugung im Herzen getragen, daß sein hoher und edler Freund, das heutige doppelte Freudenfest — das der Versöhnung mit der Familie und der Verheirathung seiner Lieblingstochter Susanna — mit seiner Gegenwart beehren werde.

Wie groß aber war das Erstaunen der einfachen Stratforder, als sie nun William — den Sohn des schlichten Handschuhmachers, John Shakespeare, — in den Armen eines so angesehenen Mannes, eines Lords, eines Peers von England, sahen.

Da hätte wohl der alte John, wenn er noch gelebt, die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und gerufen:

„Bei St. George! das hätt' ich nimmer gedacht, daß es ein solcher Taugenichts, wie Will, zu so etwas bringen könne!"

Und wie freundlich und liebevoll, wie herablassend und gütig benahm sich seine Herrlichkeit gegen alle Anwesenden, vornehmlich gegen die alte würdige Mutter des Freundes und die liebliche Susanna.

Auch seine Großmuth und Freigiebigkeit hatte ihn nicht im Stiche gelassen: dem Freunde stellten die Diener einen mächtigen silbernen Pokal von wunderherr=

licher Arbeit auf den Tisch unter dem Maulbeerbaum. In siebenundzwanzig Schildern trug er die Titel der siebenundzwanzig Theaterstücke, die Shakespeare's großer Geist bis dahin geschaffen. Auf dem Deckel des Pokales aber waren in prachtvoller Arbeit die vier Figuren angebracht, welche die Namen zu den beiden reizenden Gedichten gegeben, die der Dichter einst Southampton gewidmet: „Venus und Adonis,“ sowie „Tarquin und Lucrezia.“ Arabesken von Weinlaub und Weintrauben umschlingen das Ganze.

Auch Mutter Mary war nicht vergessen. Ein kostbarer und sehr bequemer Lehnstuhl, so recht für das Alter gemacht, erwartete sie zu Hause, während eine wunderbar schöne Wiege, von feinen Hölzern und Elfenbein eingelegt und dem jungen Paare mit einem launigen Gedicht verehrt, einen wahren Hallo und Sturm des Beifalls bei allen Anwesenden hervorrief.

Heiter zog man jetzt zur Trauung und heiterer noch war das Mahl, das dieser feierlichen Handlung folgte.

Erst tief in der Nacht trennte sich die Gesellschaft.

Lord Southampton blieb, wie natürlich, auf New-Place. Als ihm Will in eigener Person sein Zimmer anwies, reichte er ihm noch einmal die Hand.

„Freund meiner Seele!“ — sagte er dabei — „es wäre eine vollkommene Unmöglichkeit, dir für alle deine Liebe und Güte zu danken!“

„Mit Nichten!“ — versetzte Southampton lächelnd — „so kommst du nicht durch, Will. Wisse, daß ich ein Egoist bin!“

„Du ein Egoist!“ — rief Shakespeare lächelnd, den Leuchter mit den brennenden Kerzen auf den Tisch stellend, der mitten in einem der sehr elegant eingerichteten Fremdenzimmer stand. — „Gebe Gott, die ganze Welt liefe voll solcher edler Egoisten!“

„Und doch bin ich's! du sagst, du könntest mir für all' meine Liebe und Güte nicht danken? . . . dennoch beanspruche ich Dank und Lohn dafür; . . . ja, ich will meine Liebe sogar doppelt und mit Zinsen zurück haben.“

„Nun wahrlich!“ — rief der Dichter begeistert — „daran soll es nicht fehlen! der Stolz meines Lebens ist es, der Freund eines Mannes zu sein, wie es mein Henry ist!“

„Was ist Henry? was ist Lord Southampton?“ — rief jener. — „Wer kann stolz auf ihn sein, da er es nicht selbst sein kann. Aber mein William . . .“

„St!“ — sagte der Dichter abwehrend — „wenn du außer meinem Herzen, das dich redlich liebt, noch etwas anderes an mir suchst, so ist es nicht viel. Meine Dramen und Lustspiele, nun ja, sie erschüttern, ergötzen und unterhalten das Publikum; . . . was mehr? . . . nach wenig Jahren werden sie aus der Mode und von der Bühne verschwunden sein!“

„Will! ist das wirklich deine Meinung?“

„Hast du je gehört, daß ich anders gedacht habe?“

„Ich widersprach dir stets!“

„Es ist mir nicht der Mühe werth, viel daran zu feilen ...“

„Du bedarfst es nicht!“

„Noch sie drucken zu lassen. Vielleicht daß meine Sonnette mich überleben ... aber Spenser!“ ...

„O Will! Will!“ — rief hier Southampton — „verkenne dich, in deiner Bescheidenheit nicht selbst. Sieh', ich bin stolz auf meinen Freund William Shakespeare! auf ihn, der so hoch über einem Marlow, Green, Fletcher und selbst über einen Spenser steht, als die Sonne über der Erde! Ist er es doch, der eine Reihe nie geahnter Meisterwerke schrieb, um den die künftigen Geschlechter aller Nationen unser glückliches Albion beneiden werden!“

„Wie schön, wenn es wahr wäre!“ — sagte hier Shakespeare mit einem glühenden Blick nach oben. — „Aber die Freundschaft ist die nächste Verwandte der Selbsttäuschung.“

„Hier sprechen mein Herz und mein Verstand; ... ja ich bin eitel genug zu sagen: und mein gesundes Urtheil.“

„Und die Welt?“

„Das Urtheil des großen Haufens kann dich nicht

beirren. Es preist dich ... es trägt dich auf den Händen; dies aber wäre freilich keine Garantie für die Unsterblichkeit deines Namens. Was ist das Urtheil der Menge! Aber der Gott in deinem Innern, hat der dich nicht in heiligen Stunden schon von dem Throne der Unsterblichkeit herab auf die kommenden Jahrhunderte sehen lassen?"

„Es gab selige Stunden" — entgegnete der Dichter — „in welchen dies allerdings geschah. — „Aber, Henry, darf auch der Sterbliche dieser Stimme trauen? Ist's nicht die Eitelkeit ... o! ich bin mir so mancher Schwächeu bewußt ..."

„Sei nicht thöricht, Will, und plage dich nicht mit den alten Gedanken!"

Shakespeare war an eines der Fenster getreten und hatte es geöffnet.

Der nächtliche Himmel schwamm in einem tiefen reinen Blau. Die unzähligen Sterne funkelten mit ihrem wunderbar-räthselhaften Lichte still und geheimnißvoll aus der Tiefe der Unendlichkeit herab. Kaum ein Lüftchen regte sich, und wenn es geschah, trug es den Duft der Rosen aus dem Garten herauf.

Auf dem nächsten Baume saß der schlafende Pfau und aus der grünen Nacht des Gebüsches da drüben hörte man eine Nachtigall in langgezogenen Tönen ihrer Liebe, Lust und Schmerz aushauchen.

Southampton war zu Shakespeare getreten.

Beide schwiegen eine lange Zeit, den göttlichen Frieden athmend.

Da legte Shakespeare sanft den Arm um des Freundes Schultern und sagte:

„Freund meiner Seele! laß uns hier die Welt und das Leben vergessen! Dich an der Seite, den Frieden da draußen und mein versöhntes beruhigtes Herz, ... das ist Unsterblichkeit! Laß sie uns oft hier suchen und finden.“

„So mag es sein!“ — versetzte Southampton — „wir wollen oft hier zusammen treffen.“

„Ich habe viel bei meiner Familie gut zu machen,“ — fuhr Shakespeare fort, — „und mir selbst ist es wohl außerhalb London. Was hab' ich dort nicht alles erlebt, empfunden und durchgemacht. Ich stand an Blutgerüsten ...“

„O! nichts davon lieber Will!“ — rief Southampton erblassend. — „Störe den göttlichen Frieden hier nicht, indem du jene blutigen Geister heraufbeschwörst. Laß lieber New-Place dein Tusculanum sein. Es muß sich hier herrlich dichten lassen.“

„Und den stillen Tempel unserer innigen Freundschaft!“ — setzte Shakespeare hinzu. — „Mit der Tiefe und Innigkeit des Gefühles hängt das Stille, Geheimnißvolle genau zusammen. Was unaussprechlich

ist, läßt sich nur empfinden. Wer kann dies in dem ewig brausenden London."

Shakespeare und Southampton waren zu warm erregt, die Nacht zu schön ... um jetzt schon zu Bette zu gehen.

Leise stiegen sie noch einmal in den mondhellen Garten herab und setzten sich unter des Dichters selbst gepflanzten Maulbeerbaum.

Ein Diener, der noch wachte, mußte den herrlichen Pokal holen, den Henry heute seinem Will verehrt; dann sandte ihn der Hausherr nach dem Keller, von dem besten Wein zu holen, den dieser barg.

Aber welche Stunden folgten jetzt!

Es waren Stunden der Weihe, der Liebe, der schönsten, innigsten Freundschaft.

Erst als es Mitternacht schlug, dachten die Freunde an den Aufbruch.

„Nur eines noch," — sagte dabei Shakespeare — „mein Herz ist so voll, daß es mich drängt, seine Gefühle poetisch auszusprechen. Freundschaft und Unsterblichkeit haben uns in dieser großen, schönen, heiligen Stunde, beschäftigt, laß mich dem, was ich darüber denke, in einem Sonnette an dich seinen Ausdruck geben."

„O sprich!" — rief der Freund.

Shakespeare's edles Antlitz, vom Mondlicht über-

gossen, glänzte in wunderbar schöner Erregung. Seine Augen voll Geist und Leben schauten groß zum Himmel auf, und während die Nachtigall im nahen Gebüsche auf's Neue ihre süßen Flötentöne in die schweigsame Nacht sandte, improvisirte Shakespeare:

„Dein Angedenken wird unsterblich leben,
Wird glänzen in der Zukunft Strahlenschein,
Magst du vor mir, o Freund, begraben sein,
Magst du mich lange blühend überleben!

Denn mich und all' mein mühevolles Streben,
Deckt ein bemooster kalter Leichenstein;
Die Lieder, die ich dir gewagt zu weih'n,
Sie werden über Tod und Grab sich heben.

Dein Denkmal sei, was ich von dir gesungen,
Geseh'n, von Augen jetzt noch ungeboren,
Genannt von künft'ger Völker lauten Zungen.
So bleibst du aller Nachwelt unverloren.

Ja, leben sollst du, — denn die Macht ist mein —
Wo Sprache blüht, und wo sich Menschen freu'n!"

Zwölftes Kapitel.

Die Götter rufen!

Der April hatte sich seit langen Jahren nicht so unfreundlich gezeigt, wie diesmal. Das Wetter war bald kalt-feucht, bald goß der Regen in Strömen herab, bald wieder wehte ein so lauer Wind von Süden her, daß die feuchte Wärme anfing unbehaglich zu werden.

Letzteres war auch heute der Fall; man konnte die Temperatur fast schwül nennen. War doch die Sonne durchgebrochen und zog, stechend, die feuchten Dünste der Erde auf, so daß sich bald wieder dichte schwere Wolken bildeten, die mit einem Gewitter drohten.

Gewitter im April gehören allerdings unter die Seltenheiten, dennoch waren sie dieses Jahr — man zählte 1616 — schon mehrere Male vorgekommen.

Das schlimmste bei diesem launigen Aprilwetter war aber, daß in dessen Folge eine Menge Krankheiten entstanden.

Auch Stratford zählte der Patienten übermäßig viel,

und wer gerade nicht krank war, der fühlte sich doch zumeist unbehaglich und unwohl.

So ging es auch William Shakespeare, der nun schon seit drei Jahren ganz auf seinem Besitzthum New-Place privatisirend wohnte; auch er befand sich schon seit einigen Tagen unbehaglich und heute sogar wirklich unwohl.

Vielleicht war es auch die Gewitterluft, die angehäufte Elektricität, oder etwas Aehnliches, was auf ihm lastete und ihn verstimmte und niederdrückte.

Und doch hätte er gerade heute heiter sein sollen, da es der 23. April, also sein zwei und funfzigster Geburtstag war.

Uebrigens wollte es mit seiner Heiterkeit in der letzten Zeit allerdings nicht mehr recht fort.

Anfangs freilich, als er sich von London nach Stratford ganz zurückgezogen, glänzte er durch seinen gefälligen Witz und seine gemüthliche Laune, so daß selbst die ersten Familien der Stadt und Umgegend seine Bekanntschaft und Freundschaft suchten.

Eine Menge Anekdoten circulirten in dieser Beziehung in Stratford über ihn.

So begegnete er einst einen Wucherer, mit Namen Combe, den Shakespeare längst kannte und von Herzen verachtete. Dennoch drängte sich der Mann immer an ihn heran; ja er ersuchte, bei dem diesmaligen Zu-

sammentreffen den Dichter sogar um eine Grabschrift, für den Fall nämlich, daß er ihn überlebe. Da Combe zugleich aber sehr eitel und neugierig war, wollte er den Inhalt dieser Grabschrift gleich wissen.

Darauf gab ihm Shakespeare folgendes extemporirte Epitaph:

„Zehn für hundert liegen hier begraben,
Selbst hundert für Zehn würden seine Seele nicht retten;
Fragt Jemand, wer in diesem Grabe liegt?
Oh! spricht dann der Teufel: es ist mein John Combe!"

Combe ward feuerroth. Das Beißende dieser Satyre hatte ihn so verletzt, daß er dies Witzwort dem Dichter nie vergaß.

Uebrigens war Shakespeare's Witz sonst harmloser und gefälliger Natur und machte ihn zu einem gar angenehmen Gesellschafter.

Dennoch ging es hier, wie so oft im Leben bei bedeutenden Geistern: unter der lächelnden Außenseite barg sich ein tiefer Ernst, der bei Shakespeare, namentlich in der letzten Zeit, gar manchmal in die alte Melancholie überging.

Im Besitz eines bedeutenden Vermögens, — von der Welt und ihrem Treiben zurückgezogen, — das schöne New-Place mit seinem reizenden Garten bewohnend, — in mancher Berührung mit seiner Familie, namentlich mit seiner Lieblingstochter, Susanna, und

deren jetzt acht Jahre altem Töchterchen, Elisabeth, entbehrte Shakespeare dennoch die wahre geistige Lebensluft . . . die Liebe.

Mutter Mary war Vater John in die Grube gefolgt; — Anna, des Dichters Weib, jetzt sechzig Jahre zählend, lebte, nach wie vor, still und unbeschränkt in dem elterlichen Hause, den Rest ihrer Tage mit ruhigem Gleichmuth in ihrer Zurückgezogenheit an sich vorübergehen lassend.

Susanna hatte vor neun Jahren schon ihr Schicksal an Dr. Hall geknüpft und auch Judith war seit zwei Monaten verheirathet. Ein Weinschenk zu Stratford, Thomas Queeny, war ihr Gatte geworden.

Am schmerzlichsten aber vermißte Shakespeare seinen edlen treuen Freund, Beschützer und Wohlthäter, den trefflichen Lord Southampton, den Staatsgeschäfte auf weite Reisen und in ferne Länder geführt.

Und, wunderbarerweise, ruhte auch die Feder, die so lange die Vermittlerin des gewaltigen Geistes gewesen.

Ist es da ein Wunder, daß es immer einsamer in dem Herzen des großen Mannes wurde, der — nachgerade lebenssatt und lebensmüde — von seiner geistigen Höhe wie ein Riese auf das Zwerggeschlecht der Menschen herniedersah.

Lag denn nicht die Vergänglichkeit alles Irdischen vor seinen Blicken?

Er hatte Kronen sinken, Königinnen auf dem Blutgerüste und in dem Jammer der Verzweiflung enden, — allmächtige Günstlinge wie Essex und Raleigh stürzen sehen ... er ... mußte erfahren, daß seine Zeit und Mitmenschen auch für geistige Größe nur ein vorübergehendes Interesse hatten, — erfahren, daß der Lorbeerkranz seines Ruhmes schon gegen den Abend seines Lebens hin zu welken begann.

Freilich war dies nur dem abendlichen Sinken der Sonne gleich, die nach den Stunden der Nacht sich um so herrlicher erhebt, um dann mit ihren Strahlen die ganze Welt zu vergolden!

Peinlich und niederschmetternd mußte indeß doch die Thatsache auf den großen Dichter einwirken, daß, mit seinem Verschwinden aus der Hauptstadt und von dem Theater, sein Name sichtlich zurücktrat.

Freilich trug Shakespeare selbst die Hauptschuld daran: er ließ keines seiner Stücke drucken, wie denn überhaupt nur elf derselben während seiner Lebzeit in Druck erschienen.

Ein Grund dafür ist, daß er für ein besonderes Theater schrieb, als Schauspieler das Geschriebene der Direktion verkaufte, als Mitdirektor die Manuscripte bewahrte und als er seinen Antheil am Theater veräußert hatte, die Manuscripte fortwährend an sich hielt, damit nicht rivalisirende Theater sich ihrer

bedienten. Von einigen derselben scheinen Copieen auf unrechtmäßigem Wege erlangt worden zu sein und erschienen dieselben sogar in einer sehr uncorrecten Ausgabe; es war aber gewiß von dem Verfasser und der Direction weiser, diesen Betrug zu ignoriren, als selbst eine correcte Ausgabe zu veröffentlichen und dadurch sehr ausschließendes Eigenthumsrecht zu beeinträchtigen. Begreiflicherweise würde die Veröffentlichung seiner Stücke seinem eigenen Interesse und dann auch dem Interesse derer, welchen er seinen Antheil am Theater überließ, geschadet haben. Wenn jedoch letzterer Umstand hätte beseitigt werden können, würde er bei einer Veröffentlichung seiner Werke gewonnen haben? Wenn er nicht andere, als die für das Theater gefertigten Abschriften besaß, so möchte das schwierige Geschäft der Correctur kaum von dem Geschmack des Publikums damaliger Zeit belohnt worden sein. Wir wissen nicht genau, wie hoch man den Dichter damals ehrte: mag er den höchsten Ruhm genossen haben, den man in jener Zeit einem dramatischen Genie zollen konnte — ein dramatisches Genie war aber damals eine neue Erscheinung, man verstand es kaum, sein Ruf drang gewiß nicht über die Metropolis hinaus. Außerdem näherte sich das englische Volk damals einer Periode, in welcher Angelegenheiten der höchsten Wichtigkeit die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen und in welcher seine

Werke beinahe der Vergessenheit anheim gefallen wären: erst ein Jahrhundert später reihte man sie denjenigen Productionen an, auf welche die Nation mit Recht stolz sein konnte.

Shakespeare's Ruf stand übrigens schon frühe in solchem Ansehn, daß sein Name Werken, die er nicht geschrieben, vorgesetzt wurde und er der erlangten Popularität in dem Grade vertraute, daß er das Publikum nicht enttäuschte. Es wird dies noch auffallender bei einem Manne, der so ungleich schrieb, denn bis auf den heutigen Tag muß die größte Vorsicht angewendet werden, seine zweifelhaften Producte durch innere Gründe prüfen zu wollen. Ob sein schriftstellerischer Charakter durch streng kritische Prüfungen in einem Zeitalter gewonnen haben würde, in welchem Kritik überhaupt und der bessere Geschmack nicht bekannt waren, bleibe dahingestellt. „Seine Sprache" — sagt Dr. Johnson — „war nicht für die Studirstube des Lesers bestimmt; Alles, was er bezweckte, bestand darin, seine Gefühle den Zuhörern mitzutheilen."

Erst sieben Jahre nach seinem Tode erschien die erste Ausgabe seiner Theaterstücke auf Rechnung von vier Verlegern, aus welchem Umstande Malone folgert: „ein einzelner Verleger habe damals nicht Lust gehabt, sein Geld an eine vollständige Ausgabe zu wagen." Jene Ausgabe ward nach den Copieen, welche die nach-

folgenden Theaterdirectoren Henninge und Condell besaßen, gedruckt, die Copieen selbst aber waren in einer Reihe von Jahren durch Uebereinkunft, durch Eigensinn und Unwissenheit häufig entstellt. Henninge und Condell hatten sich auch vom Theater zurückgezogen und glaubten ihren Nachfolgern durch Veröffentlichung dessen, was sie in ihrem eigenen Interesse zurückgehalten hatten, keinen Schaden hinzufügen zu dürfen. Hiezu wurden sie überdem durch einen Umstand bewogen, den wir zwar nicht verbürgen, doch mit ziemlicher Gewißheit annehmen können, obwohl er dermalen fast unglaublich erscheint, nämlich durch Shakespeare's sinkende Popularität. Wir sahen, daß die Herausgabe seiner Werke ein sehr zweifelhaftes Unternehmen war und es steht eben so fest, daß der Geschmack des Publikums sich bald von ihm ab und Fletcher's Stücken, die häufiger aufgeführt wurden, zugewendet hatte. Die verfehlte und mangelhafte Auffassung und Aufführung der Shakespeare'schen Stücke trug außerdem nicht wenig zu der sinkenden Volksgunst bei. Shakespeare war Theaterdichter, der Beförderer eines Vergnügens, welches gerade aus der Barbarei, in welche es versunken, auftauchte, eines Vergnügens ferner, welches, obwohl es in der Schule der Moral behandelt wird, immer geneigt ist, von dem strengen Pfade der Moral abzuweichen, so daß zu allen Zeiten Gesetze erlassen wurden, es innerhalb der Grenzen des

Aufstands zu erhalten. Die Kirche war der Bühne nie gewogen. Viele Verordnungen der Königin Elisabeth sind direct gegen den Druck von Theaterstücken gerichtet, und zufolge einer Stelle in den Gesetzen für die Buchhändlercorporation aus dem einundvierzigsten Regierungsjahre der Elisabeth, wird anbefohlen, daß keine Schauspiele ohne vorher bei den betreffenden Autoritäten eingeholte Erlaubniß gedruckt werden sollen. Dr. Farmer bemerkt noch: Bischöfe hätten damals öffentlich und die Puritaner privatim Schriften der Dichter und Romanen vernichtet. Die ernsten Begebnisse jener Periode konnten auch in der That Gegenstände des Vergnügens nicht begünstigen. Die Reformation verlangte alle Umsicht und Staatskunst einer langen Regierung, ebensowohl um sie in der Volksgunst sicher zu stellen, als auch vor dem Eigenwillen und den Launen nachfolgender Herrscher. Dies ward in hohem Grade erreicht durch die Verbreitung religiöser Controversen, welche von der Kirche und besonders von den Puritanern begünstigt wurde. Letztere hatten den Volksunterricht in Händen, genossen der höchsten Achtung und Ehrfurcht, und waren in der Regel gegen alle öffentlichen Vergnügungen, als unverträglich mit der christlichen Lehre, heftig eingenommen. Jene Controversen dauerten fort unter der Regierung Jacob I. und fanden an ihm selbst einen eifrigen Beschützer, obwohl er, gleich wie

Elisabeth, die Bühne als ein Mittel, den Glanz und die Vergnügungen des Hofes zu vermehren, begünstigte. Die Umgestaltung aller Verhältnisse, welche während und nach der unglücklichen Regierung Karl I. Statt hatte und in deren Folge die Theater gänzlich geschlossen wurden, wäre allein schon hinreichend, die Vergessenheit, in welche die Geschichte und die Werke des großen Barden versanken, zu entschuldigen.

„Wie wenig Shakespeare einst gelesen ward," sagt Steevens, „beweist Tate, der in der Dedication des veränderten König Lear von dem Originale, als von einem obscuren Machwerk, welches ihm ein Freund mitgetheilt habe, spricht, und als der Autor des Tatlar einige Zeilen aus Macbeth anführen wollte, war er sehr zufrieden, dieselbe nach d'Avenant's Bearbeitung jenes berühmten Drama citiren zu können, in welcher Bearbeitung jede Schönheit des Originals linkisch entstellt, oder nach Gutbefinden ausgelassen war.

Fünfzig Jahre nach seinem Tode meint Dryden: er sei schon „etwas veraltet." Im Anfange des vorigen Jahrhunderts beklagt Lord Shaftesbury „seinen rauhen, ungehobelten Styl, seine veralteten Phrasen und Witze." Ungefähr hundert Jahre nach seinem Tode war er, einestheils in Folge der Revolution und Rebellion, anderntheils in Folge des zügellosen, ausschweifenden Geschmacks

zu Karls II. Zeit und endlich vielleicht in Folge der Uncorrectheit seiner Werke, fast ganz vergessen.

Wenn Shakespeare aber diese trüben Erfahrungen niederdrücken mußten, — wenn die Ahnung dessen, was seinen Ruf bedrohte, ihn oft wie mit Bergeslast überkam, so fand beides auch noch in seiner eigenen Anschauung seine unglückliche Bestätigung.

Es ging dem gewaltigen Dichter — den jetzt, nach drei Jahrhunderten die Welt erst recht versteht und in seinen Werken begeistert bewundert — wie so vielen sonst klugen und geistreichen Menschen: er glaubte sich groß in dem, in dem er es am wenigsten war, in seinen Sonnetten, und mißkannte sich selbst in seinen dramatischen Arbeiten.

Die Sonnette aber blieben der Welt fast gänzlich unbekannt.

Daher auch in dieser Beziehung die Vereinsamung, der Schmerz über die Vergänglichkeit alles Großen und Edlen, die Verachtung der im Staube dahinkriechenden Menschen, der düstere Schatten der über den Lebensabend dieses riesigen Geistes fiel!

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Gewitterschwüle hatte sich vermehrt und drückte um so empfindlicher auf die Menschen, als eine solche Naturerscheinung in so früher Jahreszeit eine abnorme war. —

Shakespeare fühlte sich merklich unwohl, ohne krank zu sein, und zwar schon seit einigen Tagen; doch drückte ihn die alte Schwermuth fast tiefer nieder, als körperliches Leiden. Sie hatte ihn sogar bestimmt, vor wenigen Tagen sein Testament zu machen.

Shakespeare dachte eben an dasselbe. Es begann mit den Worten:

„Im Namen Gottes, Amen! Ich William Shakespeare von Stratford am Avon in der Grafschaft Warwick, mache und befehle hiermit bei vollkommener Gesundheit und Gedächtnißkraft (Gott sei gelobt!) diesen meinen letzten Willen und Testament in folgender Form, nämlich:"

„Erstens, Ich befehle meine Seele in die Hände Gottes, meines Schöpfers, in der Hoffnung und in dem gewissen Glauben, durch das Leiden und Sterben Jesu Christi, meines Erlösers, des ewigen Lebens theilhaftig zu werden, und gebe meinen Leib der Erde, von der er genommen ist."

An das Weitere dachte er jetzt nicht.

Die Sache war abgemacht.

Draußen zog das Gewitter näher. Es donnerte und blitzte stark. Schwarze Wolken bedeckten den Himmel.

Die Luft im Zimmer war dick. Shakespeare fühlte eine eigene Bangigkeit. Das Athmen fiel ihm

schwer. Er öffnete daher das Fenster, rückte einen Sessel an dasselbe, setzte sich und schaute hinaus.

Es gab keine Naturerscheinung, die Shakespeare mehr geliebt hätte, als Gewitter. Fand doch in seinem Leben diese Kraftentfaltung der Natur gar oft eine analoge in seinem Geiste.

Wie oft hatte er im Stillen gewünscht, daß, wenn er sterben solle, es durch einen Blitzstrahl geschehen möge.

„Den Glücklichen, der so stirbt, nehmen die Götter selbst hinweg und zu sich!" — dachte er oft.

Auch jetzt dachte er es.

Er saß lange schweigend da. Der Ideengang hatte ihn auf die Frage geführt, die er in seinem „Hamlet" selbst aufwirft: „Sein oder Nichtsein!"

Lange sann er darüber nach; dann strich er mit der Hand über die ernste Stirne und murmelte, halb sprechend, halb singend:

„In der Jugend da hat ich ein lieb lieb Lieb,
O, mich deuchte das Liebeln genehm;
So die Zeit zu verbringen, o, wie ich es trieb,
O, mich dünkt, wohl war es bequem.
Nun hat mich das Alter, der schleichende Dieb,
Mit den knöchernen Klauen umspannt,
Und hat mich hinweg von der Erde geschifft,
Als hätt' ich sie nimmer gekannt."

Es war das Todtengräberlied aus der Kirchhofsscene im „Hamlet."

Der Regen fiel draußen in Strömen; — ein furchtbarer Blitz, dem ein gewaltiger Donner folgte, fuhr über die Erde.

Shakespeare schien es nicht zu merken:

Sein Geist war an der Grube, die der Todtengräber geschäftsmäßig, unter Absingung jenes Liedes, gräbt.

Mit dem erschütternden Rollen des Donners rollte vor seinem Geistesblick der Schädel dahin, den der Mensch aufwirft.

Shakespeare citirte halblaut weiter:

„Der Schädel hatte einst eine Zunge und konnte singen: Wie ihn der Bub' auf den Boden schleudert, als wär' es Kains Kinnbacken, der den ersten Mord beging! Vielleicht war das der Schädel eines Staatsmannes, den dieser Esel jetzt überlistet; oder eines, der Gott, den Herrn, hintergehen wollte. Oder eines Höflings, der sagen konnte, „guten Morgen lieber Prinz! Wie geht's, bester Prinz?" Vielleicht der Herr von So und So, der des Herrn von So und So gnädiges Pferd pries, wenn er es gern zum Geschenk gehabt hätte. Ja, so gehts: und jetzt Herr von Wurm ohne Kinnbacken, und muß sich von einem Todtengräberspaten um die Ohren schlagen lassen. Eine saubere Verwandlung hier, wer scharfe Augen hätte, zu sehen! Haben

diese Knochen nicht mehr zu unterhalten gekostet, als nun Kegel mit ihnen zu spielen? Meine schmerzen mich, wenn ich daran denke.

Und wieder sang Shakespeare leise:

„Die Spitzhack und die Grabscheit noch,
Ein linnen Hemde dazu,
Und o, in der Erd' ein wüstes Loch,
Bringt solchen Gast zur Ruh'."

„Hier ist ein anderer." So unterbrach sich der Dichter sprechend. — „War das vielleicht die Hirnschale eines Advocaten? Wo sind nun seine Kniffe und Pfiffe, seine Casus, seine Sporteln und Ränke? Warum leidet er's, daß dieser Grobian ihm mit einer schmutzigen Schaufel auf den Schädel schlägt und belangt ihn nicht wegen Realinjurien? — Him! dieser Gesell war vielleicht seiner Zeit ein großer Landankäufer, mit seinen Zielen, Subhastationen, gerichtlichen Auffassungen, doppelten Gewährleistungen und Reukäufen. Ist das nun das Ziel seiner Ziele, der Reukauf seiner Reukäufe, daß ihm der edle Schädel mit edelem Grund und Boden vollgepropft ist? Wollen ihm seine doppelten Gewährmänner nicht mehr von seinen Erwerbungen gewähren, als die Länge und Breite von ein paar gezähnelten Brettern? Sogar die Kaufbriefe seiner Güter gehen schwerlich in diesen Kasten, und der Anerbe selbst soll nicht mehr Raum haben?

Ein neuer Blitz ... ein neuer Schlag.

Shakespeare wiederholte leise singend:

„Die Spitzhack und ein Grabscheit noch,
Ein linnen Hemde dazu,
Und o, in der Erd' ein wüstes Loch
Bringt solchen Gast zur Ruh'."

Es war sonderbar, daß hier ein mildes Lächeln um Shakespeare's Mund spielte, — ein Lächeln, in dem eine schöne Ruhe und zugleich etwas Großes lag.

Wer dies Lächeln gesehen, mußte fühlen, daß dieser gewaltige Geist hoch über jeder Todesfurcht stand; — daß er, fertig mit sich selbst und dem Leben, jeden Augenblick mit heiterer Resignation bereit war, ... sich zur Ruhe zu legen.

Der Regen hatte unterdeß aufgehört und das Gewitter war vorübergezogen. Ganz dem rasch wechselnden Charakter des Aprils treu, schien für Augenblicke die Sonne.

William bemerkte es nicht; aber er bemerkte etwas anderes, was ihn schmerzlich berührte: heute war sein zweiundfünfzigster Geburtstag und keine Seele schien daran zu denken; auch seine Familie nicht.

Er fühlte sich unaussprechlich einsam.

Der Gedanke griff eisig an sein Herz; ... aber plötzlich traf dies Herz ein Schlag, der es fast stillstehen

machte: hatte er nicht einstens seine Frau und Kinder ebenfalls einsam gelassen?

Shakespeare mußte sich auf seinem Sessel zurücklehnen ... sein Unwohlsein schien zuzunehmen. Es flimmerte ihm vor den Augen und die Kräfte verließen ihn bis zu einer leichten vorübergehenden Ohnmacht.

Als er wieder zu sich kam, mußte er sich besinnen, wo er sei: trafen doch seine Blicke das Antlitz eines kleinen lieblichen Engels.

Es war Elisabeth, das achtjährige Töchterchen seiner Susanna, ... seine liebe reizende Enkelin.

„Hast du geschlafen, Großvater?“ — frug das Kind naiv.

„Es scheint!“ — entgegnete William Shakespeare mild lächelnd — „ich bin alt und müde ... und werde bald zur Ruhe gehen.“

„Zur Ruhe gehen?“ — wiederholte die Kleine ungläubig — „du scherzt; es ist ja noch lange nicht Nacht!“

„Aber Abend!“ — meinte Shakespeare — „ja Abend!“ — sagte er noch einmal, — „darum: Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden.“

„Ich begreife gar nicht, wie du sprichst, Großvater!“ — rief hier das Kind — „es ist auch noch nicht Abend ... und ... alt bist du auch nicht, denn heute ist erst dein zweiundfünfzigster Geburtstag!“

Ein Strahl der Freude glänzte in des Dichters Augen.

So war er doch nicht ganz vergessen.

„Und woher weißt du das?" — frug er die Kleine, indem er liebevoll ihre Wangen strich.

„Du saßest — es sind wohl vierzehn Tage her oder mehr — auf deinem Sessel und sahst hinaus, wie du oft thust, ohne mich zu hören und zu seh'n. Nicht wahr, dann denkst du?" — unterbrach sich das Kind.

„Ja!" — entgegnete der Großvater.

„Nun ... du saßest so im Denken ... da sagtest du auf einmal: o mein Henry ... wer ist Henry?"

„Mein bester Freund, Lord Southampton."

„Nun, du sagtest: o mein Henry, den 23. April ist mein zweiundfünfzigster Geburtstag ... die größte Freude, die mir dieser Tag bringen könnte, wäre, dich wiederzusehen."

„Sagt' ich das?" — frug Shakespeare mit einem leisen Seufzer.

„Ja, Großvater, und du hast gerade so dabei geseufzt, wie jetzt."

„Wirklich? und du merktest dir den Tag?"

„Ja! ich sagte Niemand etwas davon; aber ich merkte ihn mir, ... und jetzt bin ich da ... um dir Glück zu wünschen". Shakespeare neigte sich zu dem Kinde,

um es zu küssen. In demselben Augenblick fühlte er etwas auf seinem Haupte.

„Was machst du?“ — frug er erstaunt und griff darnach; wie aber war er überrascht, als es ein Kranz von Immergrün war.

„Du bist ein großer Dichter, Großvater!“ — sagte die kleine Elisabeth — „das hab' ich oft von Vater und Mutter sagen hören und jüngst sagte der Vater: es hätte sich gehört, daß schon die Königin Elisabeth, die jetzt längst todt ist, dir einen Lorbeerkranz auf das Haupt gesetzt.“

„Und da hast du . . .“

„Da habe ich gedacht,“ — fuhr die Kleine kindlich fort — „da ich auch Elisabeth heiße, will ich thun, was die große Elisabeth vergessen hat.“

„Und wo hast du den Kranz her? gab dir ihn die Mutter?“

„O nein! die weiß nichts davon!“

„Aber den Kranz . . .?“

„Blumen giebt's jetzt nicht, sonst hätt' ich welche gepflückt und dir einen gewunden. So hab' ich ihn mir von dem alten Wattson erbeten.“

„Dem Kirchendiener?“

„Ja! der alte Mann hat mich lieb und schenkt mir oft etwas.“

„Und dieser ...?“ — frug Shakespeare leicht erbleichend.

„Er hat ihn aus der Kirche genommen ...“

„Von einem Grabe!“ ... murmelte Shakespeare. — „Nun ... es mag sein. Ich fühle so etwas in mir ... das an das Sterben erinnert.“

Ein Donnerschlag rollte über New-Place.

Das Gewitter kam zurück. Das Kind schmiegte sich ängstlich an den Großvater an.

„Und Immergrün,“ — lispelte dieser — „sollte das doch auf Unsterblichkeit meines Namens deuten?“

Ein Blitz und ein Donner antwortete.

„Die Götter sagen Ja!“ — murmelte der Dichter mit seligem Lächeln.

In demselben Momente krachte es so furchtbar und eine solche Helle überfluthete das Zimmer, daß die kleine Elisabeth entsetzt aufschrie und das Gesicht in des Großvaters Schooß barg.

„Sie rufen!“ — hatte er noch hinzugesetzt und ... sich dann zurückgelehnt.

Stille folgte jetzt in dem Zimmer. — — Stille folgte draußen. Mit dem letzten furchtbaren Schlage schien sich das Gewitter ausgetobt zu haben.

Nur der Regen rauschte aus den schwarzen Wolken herab, als wolle der Himmel sein Herz ausweinen.

Als die kleine Elisabeth ihr Köpfchen langsam

wieder erhob, — gewahrte sie, daß das, mit dem Kranz von Immergrün geschmückte Haupt des Großvaters nach der Seite gesunken war.

„Er schläft!“ — sagte sie leise — „und gewiß träumt er von seinem Lorbeerkranz!“

„Ja! er schlief!“

William Shakespeare, der gewaltige, der erhabene Dichter, dessen Größe an die Größe eines Homer streift, ... war nicht mehr.

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.

Inhalt.